This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

50104.22.35

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

FROM THE FUND SUBSCRIBED
FOR THE PURCHASE OF BOOKS
AND OTHER MATERIAL FOR
PURPOSES OF INSTRUCTION
IN GERMAN

S.F.

Von **Gabriele Reuter** erſchienen im gleichen Verlage:

Aus guter Familie. Roman. 12. Aufl. Geh. M. 4.—.

Koloniſtenvolk. Roman. Geh. M. 3.50.

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—.

Ellen von der Weiden. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50.

Frauenſeelen. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—.

Liſelotte von Reckling. Roman. 1.—2. Aufl. Geh. M. 4.—.

Der Lebenskünſtler

Novellen

von

Gabriele Reuter

Dritte Auflage

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1904.

50524.22.35

HARVARD COLLEGE
AUG 11 1922
LIBRARY
GERMAN DEPARTMENT FUND

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt:

	Seite
Der Lebenskünstler	7
Im Sonnenland	91
Evis Makel	167
Der Hätschelsünder	183
Aphrodite und ihr Dichter	221

Der Lebenskünſtler

Von **Gabriele Reuter** erschienen im gleichen Verlage:

Aus guter Familie. Roman. 12. Aufl. Geh. M. 4.—.

Kolonistenvolk. Roman. Geh. M. 3.50.

Frau Bürgelin und ihre Söhne. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 4.—.

Ellen von der Weiden. Roman. 4. Aufl. Geh. M. 3.50.

Frauenseelen. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.—.

Liselotte von Reckling. Roman. 1.—2. Aufl. Geh. M. 4.—.

Der Lebenskünſtler

Novellen

von

Gabriele Reuter

Dritte Auflage

Berlin
S. Fiſcher, Verlag
1904.

50524.22.35

HARVARD COLLEGE
AUG 11 1922
LIBRARY
GERMAN DEPARTMENT FUND

Alle Rechte vorbehalten

Inhalt:

	Seite
Der Lebenskünstler	7
Im Sonnenland	91
Evis Makel	167
Der Hätschelsünder	183
Aphrodite und ihr Dichter	221

Der Lebenskünſtler

Bernhard Althaus hatte Frau Gerwin auf die Wange geküßt. Warum soll ein guter Freund seine gute Freundin nicht auf die Wange küssen, wenn er für ein Vierteljahr von ihr Abschied nimmt? — Übrigens hatten diese beiden Menschen, nachdem sie schon einige Zeit miteinander verkehrt, kürzlich einen besonderen Bund geschlossen, um sich gegenseitig in ihrer geistigen Entwickelung all die Förderung angedeihen zu lassen, die uns aus dem Umgang mit dem andern Geschlecht erwachsen kann.

Doktor Althaus war ein wenig gerührt durch den ersten Abschied von seiner neuerworbenen Freundin. Er steigerte diese Rührung ganz gern bis zur innigen, innerlichen Bewegtheit, weil — ja weil er eigentlich fand, daß seine Beziehungen zu der jungen, ihm sehr sympathischen Frau in einem zu gleichmäßig dünnen Faden verliefen.

Frau Gerwin war seit der feierlichen Stunde des Freundschaftsgelöbnisses nicht wärmer geworden. Im Gegenteil. Bernhard hatte beständig das Gefühl, als entschlüpfe sie ihm sacht und kehre allmählich in ihre ungestörte Witweneinsamkeit und Witwenfreiheit zurück. — Das wollte er nicht.

Er hatte dieſem geiſtigen Bunde in ſeinem Leben eine beſtimmte Stelle eingeräumt, die er nicht gut anders beſetzen konnte. Denn er ſchloß ſich ſchwer einer Frau an — bis zur Freundſchaft wenigſtens oder bis zur Verehrung. Frau Gerwin verehrte er, weil ſie mit anmutiger Kraft jene Erkenntnisgegenden zu erreichen ſuchte, wo die Männer ſich heute noch meiſt in Geſellſchaft von ihresgleichen befinden. Als Althaus dieſes Streben an Frau Gerwin bemerkt hatte, kam er auf die Idee: die erkannte Wahrheit müſſe doch in der weiblichen Pſyche eine andre Geſtalt gewinnen, als in der männlichen, und da er Schriftſteller war, intereſſierte es ihn, ſolchen Fragen nachzuforſchen.

Er wollte Frau Gerwin nicht reizen, ſich in ihn zu verlieben, während er kalt zu bleiben beabſichtigte. Das hätte er einem Manne, der nach ernſten Idealen handelt, nicht verziehen. Es hätte auch ſeinen Zweck nicht gefördert. Weltmännern macht ja dergleichen Freude, aber Bernhard Althaus war kein Weltmann. Er tat ſich viel darauf zu gut, beſonders und eher altmodiſch zu ſein. Er hatte es nicht ungern, wenn ganz junge Mädchen kameradſchaftlich mit ihm verkehrten, und ſich mit ihm mehr Freiheiten herausnahmen, als mit andern, „weil er ſo ungefährlich ſei“. Er ließ es ſich eine Ehre ſein, ihr Vertrauen nicht zu täuſchen. Er verſtand ſich zu beherrſchen.

Während er an Frau Gerwins Seite ſaß und

ruhig mit ihr redete, beobachtete er mit künſtleriſchem Vergnügen die ſanfte Wangenlinie des rötlichblonden Frauenkopfes, den harmoniſchen Gegenſatz zwiſchen der dunklen Pfauenfarbe des die Figur in ſchweren Falten und flaumigem Federbeſatz verhüllenden Winterkleides und dem hellen Weiß des Antlitzes. Ein Gürtel brauner Sonnenfleckchen über der Naſenwurzel bis zu den Schläfen erinnerte ihn immer wieder an die reizvolle Zeichnung auf den Kelchblättern mancher Orchideen. Die ſchönen Augenlider des geſenkten Profils, die goldigen Scheitel, das ſenſitive Zucken zwiſchen den Brauen — er ſtudierte das alles eingehend, weil er das Bild in ſeinem Gedächtnis bewahren wollte. Es ſollte ihm helfen, ihn tröſten und beruhigen, wenn ihm etwa einmal die Achtung vor den Frauen abhanden kommen würde. Dabei ſchlich ein feines, zitterndes Entzücken über ſeine Nerven. Er würde ihm aber doch nicht nachgegeben haben, nur um einer Sehnſucht ſeiner Lippen nach der weichen, ruhigen Wange willen. Es war da noch etwas außer der Luſt — etwas, das in ſeinem Kopfe ſagte: Tue das jetzt, es iſt klug — es iſt vernünftig — und es iſt auch herzlich und freundſchaftlich und intereſſant — und ſo, als er aufſtand, ſagten ihr ſeine Augen, was er von ihr begehre. Aber Frau Gerwin verſtand ihn nicht. Als ſie ſich plötzlich in ſeinem Arm und von ſeinem Kuß berührt fühlte, erſchrak ſie ſo ſehr, daß Bernhard mit ihr über ihren

ſchrak, und über die leidenſchaftliche Glut,
n ſtillen Antlitz emporbrannte. Erſtaunt
ert ſah er ſie noch einmal ernſthaft an
te ſich dann ſchweigend.

* * *

ıd Doktor Althaus in England war,
alle acht Tage Karten und auch einige
mit der Freundin. Die ſeinen enthielten
: Betrachtungen über den Unterſchied
liſchem und deutſchem Volkscharakter, ſie
oiſſermaßen Ergänzungen der Berichte,
erliner Zeitungen verfaßte und über die
n, wenn ſie erſchienen waren, ihm wieder
ıg ſagte.
zurückkehrte, war er neugierig, wie ihm
in entgegentreten werde. Er bemerkte,
vor ihr ſtand, mit heimlicher Genugtuung
:nheit an ihr. Sie zitterte und ihre Lippen
), daß es ausſah, als wollte ſie weinen,
doch zu lächeln beabſichtigte. Über dieſer
ng vergaß Althaus weiterzuſprechen.
in hob fragend ihre Augen zu ihm auf.
ſie noch viel befangener, aber dann —
ehr vergnügt.
verfloſſenen drei Monaten hatte ſie ſich
und alle Morgen und ein paarmal des
ıt, ob Bernhard Althaus ſie wieder küſſen

werde, wenn er zurückkehre, und was dann aus ihrer Freundschaft werden solle —? Oder ob er sie nicht küssen werde?

Er konnte es ja nicht wissen, daß ihr dieser leise Kuß etwas so ganz Neues, Erschreckendes gewesen war, denn daß sie, die für eine anziehende, liebenswürdige Frau galt, die doch verheiratet gewesen, niemals die Bekanntschaft mit Männerzärtlichkeit gemacht hatte, das bewahrte sie wie ein fatales Geheimnis. Sie war verheiratet gewesen — ja, warum manche Männer heiraten, und besonders warum ihr Mann sie geheiratet hatte — das war ihr immer ein Rätsel geblieben.

Viola bekleidete die Stellung einer Gesellschafterin bei Herrn Gerwins Mutter, sie mußte immer daran denken, wenn sie die Lohmann, ihr eigenes Gesellschaftsfräulein, ansah, und darum konnte diese sie auch tyrannisieren, so viel sie wollte.

Gerwin lebte, ohne einen Beruf zu haben, bei seiner Mutter, die beiden zankten sich sehr viel und konnten nicht eine Stunde der Entfernung voneinander ertragen. Er war über vierzig Jahre alt, und jeder der alten Freunde seiner Mama neckte ihn mit der gefährlichen, reizenden Hausgenossin. Er fand sie nicht reizend, und ihre zarte Jugend war ihm nicht gefährlich. Aber alle Welt glaubte es doch nun einmal. Endlich raffte die alte Frau Gerwin allen Edelmut und alles mütterliche Pflichtgefühl, was sie be-

saß, zusammen und bat ihren Sohn, keine Rücksicht auf sie zu nehmen, wenn er das junge Mädchen zu heiraten wünsche. Daraufhin schien Gerwin die Sache des Nachdenkens wert. Er fragte Viola, ob sie seine Frau werden wolle. Sie sagte: „Nein.“ Das empörte die alte Frau. Sie setzte nun ihre ganze Willenskraft ein, die Verbindung, die keiner von allen Beteiligten wünschte, zu stande zu bringen. Weil es ihr selbst so außerordentlich schwer fiel, daß ihr Sohn keine glänzende Partie machen sollte, glaubte sie, aus dem Opfer, welches sie ihm mit ihren gesamten Vorurteilen brächte, müsse der Himmel ihm ein großes Glück schmieden. Viola wehrte sich eine Weile scheu und angstvoll — zuletzt gab sie nach. Frau Geheimrätin Gerwin verstand ihrer Umgebung das Wollen schon auszutreiben.

Die Verlobungszeit war trüb und kläglich, hauptsächlich erfüllt von kleinen Streitigkeiten über die Aussteuer. Viola fügte sich in allen Stücken, aber sie hatte dann keine Freude an dem, was gegen ihren Geschmack angeschafft wurde. Gerwin, ein gesprächiger, aber trockener Mann, gab ihr des Morgens, wenn er zum Kaffee kam, einen Kuß. Schon dies rief bei seiner Mutter die bitterste Eifersucht hervor. Sie stichelte den ganzen Tag und neckte Viola, oft mit Tränen in den Augen und einer von Schluchzen unterbrochenen Stimme, mit der bräutlichen Zärtlichkeit, die ihr gar nicht entgegengebracht

wurde. Viola glaubte deshalb, Gerwin scheine wohl aus Rücksicht auf seine Mutter so gleichgültig. Wenn der Gedanke an die Heirat sie beängstigte, so hoffte sie auf die Ehe, wie auf eine mystische Offenbarung von Liebe und Treue.

Nach der Hochzeit sollte das junge Paar eine Reise unternehmen. Frau Gerwin gab ihnen bis zur ersten Raststelle das Geleit. Aber sie bestand darauf, in einem anderen Hotel zu logieren.

„Gott verhüte, daß ich euch stören sollte," sagte sie.

Des Abends aß man zusammen.

„Ich bringe Mama noch hinüber," sagte Gerwin zu seiner Frau; „gehe nur hinauf in unser Zimmer."

Sie tat es und saß hier in der fremden Stadt am Fenster und wartete auf den fremden Mann — denn er war ihr trotz der Brautzeit ganz fremd geblieben — und sie fragte sich, indem sie ihre Tränen mit den Lippen auffog, ob es andern Mädchen wohl auch so schwer werde, ihre jungen Ideale zu begraben.

Und dann sah sie nach der Uhr und bemerkte mit Schrecken, daß schon eine Stunde verstrichen war, seit Gerwin sie verlassen hatte. Sie wurde ängstlich, ob ihm oder der Schwiegermutter etwas zugestoßen sein könne, aber die Scham verhinderte sie, zu klingeln und den Kellner um Auskunft hinauszuschicken. Sie selbst wußte in der unbekannten Stadt die Wege nicht. Und konnte sie ihm denn nachgehen? Jetzt? Heute?

— War etwas geſchehen, ſo mußte er ſie doch benachrichtigen laſſen.

Und ſo ſaß ſie und wartete und wartete — die ganze Nacht hindurch.

Um ſieben Uhr in der Frühe hatten ſie beabſichtigt, weiter zu reiſen.

Um ſechs Uhr erſchien Herr Gerwin.

Viola war auf dem Punkte nervöſer Überreizung angekommen, wo der Frau die Sprache überhaupt nicht mehr zu Gebote ſteht, wo jeder Laut von ihren Lippen zum Schrei geworden wäre. Darum ſchwieg ſie.

„Ich konnte Mutter nicht allein laſſen," ſagte er verdroſſen und müde gähnend. „Sie bekam einen Weinanfall und war ſo aufgeregt. Sie iſt ganz krank. Ich mußte zum Arzt gehen und nach der Apotheke laufen. — Wollen wir denn nun reiſen?"

„Wir können ja auch wieder umkehren," antwortete Viola nach einer Weile gleichgültig.

„Das wird das Beſte ſein," ſagte ihr Mann erleichtert. „Wir können ja ſpäter einen kleinen Ausflug unternehmen."

So endete Violas Hochzeitsreiſe.

Sie behielt in dem Hauſe ihrer Schwiegermutter das Zimmerchen, welches ſie als Geſellſchaftsfräulein bewohnt hatte.

Sehr bald zeigten ſich bei Gerwin die erſten Spuren des Leidens, das nach einem Jahr zu ſeinem

Ende führen sollte. Als Viola einzusehen begann, daß ihr Mann nur noch ein hilfloser Kranker war, löste sich die Starrheit ihres ganzen Seins, die sie wie unter einem Krampf von wilder Angst gefangen hielt. Sie konnte ihn nun mit Güte und Hingebung pflegen. Dabei mußte sie sich oft fragen, ob der schwerfällige arme Sonderling, der stets gewöhnt war, am Gängelband geleitet zu werden, durch das Dilemma alter und neuer Pflichten, in dem er sich nicht zurecht finden konnte, vor der Zeit aufgerieben worden war. Niemals ergründete sie, ob er ein Gefühl für das Ungewöhnliche ihrer Lage empfinde. Aber in den letzten Tagen vor seinem Tode verlangte er nach einem Notar und vermachte ihr das kleine Vermögen, welches er von seinem Vater her besaß. Dadurch wurde sie unabhängig und konnte sich von ihrer Schwiegermutter befreien.

Männern gegenüber blieb sie zurückhaltend. Infolgedessen bekümmerten diese sich nicht viel um sie, und Viola fand Zeit, sich mit andern guten interessanten Dingen zu beschäftigen: mit etwas Naturwissenschaft und Malerei und Literatur. Die letzte ihrer Studien, wobei sie alle die andern einmal anzuwenden hoffte, war die Freundschaft.

Althaus hatte sie nach und nach zu diesem Standpunkt überzeugt. Es war ihm nicht leicht geworden, ihr Vertrauen zu gewinnen und ihr begreiflich zu machen, daß sie eine Ausnahmeerscheinung

sei, zu der ein Mann sich durch andere als die gewöhnlichen Gründe, die Männer an Frauen fesseln, hingezogen fühlen könne. Sie tastete nur unsicher aus ihrem einfachen und ziemlich althergebrachten Gefühlskreise hinaus.

Bernhard Althaus war stolz darauf, eine Frau von Violas Art in Berlin entdeckt zu haben. Dazu mußte man schon einen feinen Spürsinn für verborgene Kostbarkeiten besitzen. In Berlin! Er gehörte wahrhaftig nicht zu denen, die ein für allemal Berlin für das große Warenlager aller seltenen Genüsse halten. Er träumte und sprach gern von kleinen Städten mit stillen Gärten, von einem Leben mit ganz einfachen Freuden — von Abendspaziergängen und einem Gespräch mit den heimkehrenden Landarbeitern.

Jetzt mußte er freilich den ganzen Frühling und Sommer in Berlin bleiben. Er beabsichtigte die in London gesammelten Eindrücke in einem Buche zusammenzufassen. Nicht eine objektive Schilderung dortiger Zustände, wie sie schon hundertmal dagewesen war. Nein — eine Darstellung durch ein Temperament gesehen. Indessen war er sich noch nicht klar, ob das Temperament in ihm, welches in Berlin das moderne Leben mit allen Sinnen hungrig in sich sog, oder der Teil seines Ich, der die kleinen Städte und die stillen Gärten liebte, den Ton bestimmen sollte. Endlich entschloß er sich doch, die beiden Groß-

ſtädte als Kulturmittelpunkte ſich gegenüber zu ſtellen, und deshalb blieb er in Berlin. Er arbeitete gewiſſenhaft und ſchwerfällig, um einen flotten Stil herauszubekommen.

Daneben beſuchte er Frau Gerwin täglich in ihrem hübſchen Zimmer, wo die Maiſonne des Nachmittags durch die großen rotbraunen Blätter einer gewaltigen Begonie ſchien und, über japaniſche Elfenbeinſchnitzereien gleitend, in den grünen Gläſern auf ihrem Schreibtiſch funkelte. Auch die Wollgardinen leuchteten zu dieſer Tageszeit in einer leidenſchaftlichen Purpurfarbe, und das kleine Gemach mit ſeiner Tapete von einem altmodiſchen, verblaßten, diskreten Blau bekam dabei etwas Koſtbares, eine reiche Schönheit, die kein Tapezier hätte hineinbringen können.

Aber zu den anregenden Geſprächen, die Bernhard und Viola geplant hatten, kam es niemals. Wenn Frau Gerwin die Verlegenheit, in die ſie ſtets bei Bernhards Erſcheinen verfiel, glücklich überwunden hatte, ſo ſtürmte er auch ſchon davon. In der Zwiſchenzeit gab es fortwährend Mißverſtändniſſe und kleine Reibungen.

Dann zankten ſie ſich eines Tages heftig über eine Lappalie, und am nächſten Morgen empfing Doktor Althaus an der Tür den Beſcheid, Frau Gerwin habe Kopfweh. Auch den folgenden Tag wurde er nicht vorgelaſſen.

Wieder am nächſten Tage klingelte es ſo früh,

daß Viola an keinen Beſuch dachte und noch ruhig in ihrer Lektüre fortfuhr, als Bernhard ſchon hinter ihr ſtand. Er trug einen gelben Blütenzweig in der Hand und daraus hervorſchauend ein ausgeſucht kräftiges Exemplar der dunkelblauen Männertreue, die während einer kurzen Zeit des Frühlings in allen Gärten blüht.

Ein kleiner Schrei, der wie ein Aufſchluchzen klang, entfuhr Viola. Sie ſprang auf.

„Ach, wie kommen Sie denn hierher!“ rief ſie mit einem hellen Lachen.

„Denken Sie denn, ich verſtände mir nicht den Weg zu ſuchen? Es wurde ja ganz beängſtigend, daß Sie mich nicht mehr ſehen wollten!“

„Ich hatte wirklich Kopfweh.“

Sie bebte und glühte, und als ſie die blaue Blume ſah, begann ſie zu weinen. Und dabei ſchluchzte ſie. „Achten Sie nicht auf mich. Ach, das iſt ſchrecklich, daß ich ſo wenig Selbſtbeherrſchung habe.“

„So iſt nun alles wieder gut zwiſchen uns?“ fragte der junge Mann, nahm Frau Gerwins kalte Hände in die ſeinen und ſuchte ſie durch Streicheln und Drücken zu wärmen. Er ſprach ſo ſanft, wie Viola ſeine Stimme noch nie gehört hatte.

Sie hoffte plötzlich irgend etwas ganz Unſinniges und ſagte ſtotternd: „Ich weiß ja, daß ich eine Törin bin. Haben Sie doch nur Geduld mit mir, ich werde

schon wieder vernünftig. Ich war doch mein ganzes Leben lang vernünftig."

„Ja, das waren Sie," sagte er nachdenklich.

Er hatte diese Frau immer für unnahbar gehalten. Jetzt galt es wirklich alle Kraft zusammennehmen, sonst zerstörte er in der nächsten Viertelstunde seine sämtlichen Pläne. Er griff nach seinem Hut. „Stellen Sie die Blumen ins Wasser," sagte er, um die Stimmung zu unterbrechen. Er fühlte, daß er keine Sekunde zögern durfte, wenn er nicht in sich einen Ausbruch der Leidenschaft heraufbeschwören wollte, die er in seiner ersten Jugend ganz sinnlos auf allen Wegen verschwendet hatte und die er deshalb verachtete.

„Warum wollen Sie denn schon gehen?" fragte sie und verblüffte ihn förmlich durch den unschuldigen Blick, mit dem sie ihn ansah. „Ich vertreibe Sie! — Nein, ich bin schon ganz ruhig, sehen Sie!"

Sie setzte sich auf einen Fauteuil ihm gegenüber und sah ihn lächelnd mit schwärmerischer Bewunderung an, während ihre Hände sich auf dem Schoß falteten.

Bernhard hielt sich für häßlich, und weil er Kunstkritiker und Ästhetiker war, litt er darunter. Es schmeichelte ihm sanft ums Herz, daß Viola ihn anblickte, wie man den Apoll von Belvedere anstaunt.

„Warum laufen Sie denn immer so schnell fort?" fragte Frau Gerwin. „Das kränkt mich und

dann werde ich so aufgeregt. Sie müssen gerade lange bleiben und mir belehrende Vorträge halten!“ Sie zwinkerte neckisch mit den Wimpern.

„Ja, ja, das ist leicht gesagt,“ murmelte er. „Ich habe doch auch Blut im Leibe.“

Sie öffnete erstaunt die Augen.

„Merken Sie denn nicht, daß ich fortlaufen muß, um keine Dummheiten zu machen? Glauben Sie denn, man ist ein Stein, den so etwas, wie Sie sind, nicht rührt?“

Sie war immer tiefer errötet und hörte ihm mit erhobenem Kopfe, mit geöffneten Lippen zu.

Er beugte sich langsam, feierlich zu ihren dürstenden Lippen und tränkte sie in einem langen Kuß.

Viola wurde ganz still vor tiefer Freude.

Er blieb noch etwas bei ihr, und sie saßen Hand in Hand.

„Wenn ich dir nur genau sagen könnte, was ich zu dir fühle,“ sprach er leise.

„Nicht — nicht reden — ich weiß ja,“ bat sie.

Er nahm sie noch einmal in seine Arme und drückte sie leise an sich, nicht mit Leidenschaft, sondern mit einer herzlichen, zarten Innigkeit, in der Viola die Liebe als etwas nie geahnt Schönes empfand.

— — — — — — — — — — —

Sie frühstückten zusammen, nannten sich vor Frau Gerwins Gesellschafterin „gnädige Frau“ und „Herr Doktor“, sahen sich dabei aber fortwährend in

die Augen und lachten und neckten sich wie die Kinder.

Dann ging Bernhard ein paar Stunden einsam durch die fernsten Wege des Tiergartens. In einem eher wehmütigen als jubelnden Glück empfand er tief den Wert der Gabe, die Viola ihm mit ihrer Neigung schenkte.

Da ist ja in mir beinahe etwas wie ein ganzes Gefühl! Solcher Hingabe meines Wesens hätte ich mich nicht mehr für fähig gehalten . . . Durch Viola machte er diese Erfahrung an sich — dafür würde er ihr immer dankbar bleiben.

Nun, nur nichts mit Ungestüm verderben. Solchen Schatz muß man hüten.

Er träumte in die Zukunft hinaus. Wie konnte das köstlich werden . . .

Ein reiner Genuß, in dem nur die zarten, guten Regungen des Gemütes gepflegt werden sollten! — Und dabei Freiheit — Ab und zu „un bain de crapule et d'encanaillement“ — — ungestörte Arbeitszeit, keine Haus- und Eheſorgen . . .

Himmel! Da war ihm ja alles geboten, was ein Mann brauchte, um als Schriftsteller — vielleicht als Dichter — sich zum besten Schaffen herauszubilden.

Wer konnte wissen — möglicherweise erwies sich Violas Einfluß auf ihn als so stark, daß seine Nerven schließlich nicht einmal mehr des Sumpfgeruches

eines Moorbades bedürfen würden! Er konnte sich niemals wie andre junge Männer amüsieren, ohne nachher die grausamsten Seelenleiden durchzumachen.

Es gab gewiß nicht viele Frauen, denen er zumuten durfte, was sich vor seinem Geiste gestaltete — aber sie! Sie war von den reichen Gebenden, von den Seltenen, die einer wunschfreien, selbstlosen Liebe fähig sind . . . Und eine Verehrung — etwas wie Anbetung durchzog Bernhards Seele.

* * *

Frau Gerwin wußte, daß Doktor Althaus nicht in der Lage war, zu heiraten. Sie selbst hatte nicht mehr Mittel, als eben zu ihrem Auskommen hinreichte. Auch sagte sie sich immer wieder, daß sie drei Jahre älter sei, als ihr Freund, und das kam ihr wie eine ungeheure Schranke vor, die sich zwischen ihnen aufrichtete. Einer Vereinigung mit ihm mußte sie schon aus diesem Grunde entsagen. Aber das bekümmerte sie nicht sehr. Sie war glücklich, weil jemand — weil er sie liebte, und fand darin völliges Genügen. Später — ja was später Wundervolles oder Herzzerreißendes sich ereignen konnte, daran wollte sie jetzt nicht denken! Bernhard kam ja morgen wieder!

Althaus war erstaunt, wie unbefangen und heiter seine Freundin ihn empfing. Das nahm ihm eine große Sorge von der Seele. Sie würden also

auch nach diesem Gewitter ruhig und herzlich wie bisher weiter verkehren können.

Dabei überlegte er doch, er müsse Viola irgend einen Ersatz geben für alles, was er ihr, klug bedenkend, vorenthalten wollte. Und so bot er ihr an, mit seiner Hilfe ein Buch über englische Malerei, von dem er ihr Erfolg in Deutschland versprach, zu übersetzen.

Das war eine Aufgabe, die der Arbeitskraft der jungen Frau eigentlich zu viel wurde. Indessen schämte sie sich, Bernhard merken zu lassen, daß sie weder so bedeutend noch auch so ernst war, als er anzunehmen schien. Sie machte sich ans Werk und bemühte sich jeden Morgen aufs äußerste, ihre Unlust daran zu überwinden. Viola wurde von ihrem kleinen Bekanntenkreise, der aus einigen geachteten Familien bestand, wie sie sich alleinstehende Frauen des ehrbaren Mittelstandes als Umgang wählen, um ihrer gediegenen Bestrebungen willen bewundert. Auch hatte sie in sich selbst noch niemals ein so heftig-sehnsüchtiges Verlangen nach träumerischer Faulheit oder irgend einem ungebundenen Umherschweifen in einer schönen fremden Gegend empfunden, wie in diesem Frühjahr. Aber davon ließ sie nichts merken, denn sie wollte die Achtung ihres Freundes nicht verlieren.

Während sie sich quälte, den Stil des englischen Gelehrten — der seinerseits bestrebt war, Carlyle nachzuahmen, und natürlich noch weit dunkler und

ſchwerverſtändlicher als ſein Vorbild wurde — in ein gutes Deutſch zu übertragen, beſchäftigten ſich ihre Gedanken beſtändig mit der Frage, welches Kleid ſie nachmittags anziehen, oder was ſie reden und tun könne, um Bernhard zu gefallen.

Was einer Frau von Welt durchaus keine Schwierigkeiten bereitet haben würde, ſtürzte die arme Seele, die in ihrer Zurückgezogenheit ſo ſtill dahingelebt hatte, in eine qualvolle Unſicherheit und in die peinlichſte Aufregung. Sie fürchtete fortwährend, zu jugendlich ſcheinen zu wollen, und dabei ſagte ihr doch der Spiegel, daß helle Farben weit beſſer den ſanften und eher lichten als feurigen Eindruck ihrer Erſcheinung zur Geltung brachten.

Sie genierte ſich auch ſo ſehr vor ihrer Geſellſchafterin, die an der Sorgfalt, welche ſie jetzt auf ſich verwandte, erkennen mußte, daß ſie einen Mann zu feſſeln ſuchte. Das war ihr eine unaufhörliche Demütigung. Es raubte ihr etwas vor ihrer Natürlichkeit, und ſie verfiel, wenn Fräulein Lohmann zugegen war, in den leicht affektierten Ton, den ſie aus Schüchternheit gegen Fremde annahm. Sie tat es unbewußt und ahnte nicht, daß ſie Bernhard damit ärgerte.

Wozu hatte er eine Freundin, wenn ſie ihn nicht in die Gegenden ihrer Seele einließ, die kein anderer betrat? Aber gerade das, was er zumeiſt wünſchte und wodurch er ſich einen Gewinn für ſeine ganze

Weltanſchauung verſprach, gewährte ſie ihm nicht. Und wie konnte ſie es auch, da er von dem einen, was ſie ganz erfüllte, nichts wiſſen wollte?

Bernhard fragte ſich zuweilen, ob es geraten ſei, Viola einmal klar in ſeine Träume, Wünſche, Meinungen und Gefühle hineinblicken zu laſſen. Er redete oft von den Bedingungen der Einſamkeit, der Unabhängigkeit für eine fruchtbare Tätigkeit des geſtaltenden Künſtlers. Sie lächelte dazu und ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Ich wünſche Ihnen doch, daß Sie — ſpäter — einmal die Frau finden werden, die Sie brauchen.“

Dann antworteten ihr ſeine Augen, daß er die niemals finden werde.

Eine Furcht, die beinahe Feigheit war, hinderte ihn, ſich auszudrücken, wie er es meinte. Man wußte nie, wie ſolche Auseinanderſetzungen, die kühl begannen, zuletzt endeten. Liebſchaften — die kannte er, ſie ſahen ſich alle gleich. Hier war etwas ſo viel Subtileres, Vornehmeres. Und — es war ſo reizend und ſo intereſſant, das beſtändig ſchmerzlich-ſelige Zucken und Beben von Violas Gefühlsnerven zu beobachten . . . Er wollte nicht immer nur Bücher über Londoner Kunſt- und Volksleben ſchreiben. Der pſychologiſche Roman, der ihm vorſchwebte, konnte nicht aus der Phantaſie geſchöpft werden. Dazu mußte er geduldig Erfahrungsſteinchen zu Erfahrungsſteinchen ſammeln. Wie die Gebrüder

Goncourt gearbeitet hatten . . . Vielleicht würde er auf dieſe Weiſe einmal der deutſchen Literatur das Werk ſchenken, das ſie augenblicklich ſo aufgeregt erwartete, und ſie, die deutſche Literatur, würde ihm, Bernhard Althaus, dann die höchſte Lebenswonne, den Ruhm, ſchenken!

Um ſein leichterregtes Gewiſſen zu beruhigen, überlegte Althaus ehrlich und objektiv, ehe er zu ſeiner Freundin ging, auf welche Weiſe er ihr neue und befreiende Ausblicke in das ſie umgebende Ringen der modernen Welt eröffnen könne.

Doch wenn ſie allein beieinander am Tiſche ſaßen, gemeinſam in Violas Manuſkript blickten und ihre Köpfe, da ſie beide etwas kurzſichtig waren, ſich ſo nahe kamen, daß ihre Schultern ſich berührten, daß Bernhards Haar Violas Wange ſtreifte und er dieſe Wange mit jedem Augenblick heißer und glühender werden ſah — dann koſtete es ihn ſo viel Überwindung, nicht die eine kleine Bewegung zu machen, die nötig geweſen wäre, um die liebe Frau an ſein Herz zu ziehen, und ſie fragte ſich beſtändig, ob es jetzt nicht geſchehen werde und warum es nie geſchah — daß ſie beide nicht beſonders geiſtreich waren. Dazu brannte die Nachmittagsſonne auf den Scheiben, und das Blattgewächs am Fenſter trieb üppige blutrote Sproſſen und ſtreckte ſie dem heißen Licht entgegen wie verlangende Hände. Es waren köſtliche Sommertage, aber ſchwül.

Viola weinte oft stundenlang, weil sie durch Bernhards Gegenwart nicht Erquickung oder Freude fand.

* *
*

Einmal forderte Frau Gerwin Althaus auf, mit ihr einen Gang durch den Tiergarten zu machen. Sie wanderte viel allein spazieren, aber da Bernhard die Natur mit derselben Innigkeit liebte, wie sie selbst, glaubte sie, hier die Harmonie wiederzufinden, die ihrem Verkehr — sie fühlte es angstvoll — täglich mehr entschwand.

Es war gegen Abend. Die gleichmäßige Bewegung tat ihr wohl, das ruhige Nebeneinandergehen war besser, als das Eingeschlossensein in ihren zwei engen Zimmern. Auch Bernhard redete und bewegte sich freier. Nur hatten sie nicht bedacht, daß der schöne Sonntag viele Menschen ins Freie lockte. Althaus mußte öfter grüßen. Dann begegneten sie einer Familie, mit der Frau Gerwin verwandt war. Viola hatte Althaus durch sie bei Gelegenheit einer Gesellschaft in ihrem Hause kennen gelernt.

„Haben Sie bemerkt, wie hämisch die Frau uns anblickte," sagte Althaus, als sie vorübergegangen waren. „Das ist die deutsche Bürgersfrau in ihrer ganzen Klatsch- und Verleumdungssucht." Seine gute Laune war verschwunden.

Als Viola ihn einige Tage später fragte, ob sie

nicht wieder etwas zusammen ausgehen wollten, schlug er es ihr ab.

Warum ist er so feige? fragte sich Viola mit heftig aufwallender Verachtung. Er weiß doch, daß mir das Urteil der Menschen gleichgültig ist!

Bernhard brachte ihr eine Orchidee, eine zarte, weiße Blüte mit berauschendem Duft. Sie wußte, was ihr die Gabe sagen sollte, aber sie konnte ihre Traurigkeit nicht überwinden, und ihr Dank klang matt und beklommen.

Sie ist doch empfindsam, dachte Bernhard. Warum kann sie mir nicht einmal lachend um den Hals fallen und mir einen frischen Kuß geben?

Er bemühte sich in diesem schwierigen Verhältnis so sehr, den Ton beizubehalten, der seinem Ideal entsprach, daß er sich höchst charaktervoll vorkam. Viola machte es ihm auch wirklich zu schwer, und er sah ein, daß er ihr zu viel Zeit opferte.

Nun kam er nur noch einen Tag um den andern.

Viola begann die ersten Kapitel ihrer Übersetzung abzuschreiben. Sie konnte nicht weiter arbeiten. Es war, als ob ihre geistigen Kräfte ihr plötzlich völlig versagten. Sie brachte kaum einen klaren Satz zu stande. Bernhard lachte über das dumme Zeug, was sie schrieb; sie weinte, er wurde satirisch, ja rücksichtslos grob. Das verleidete ihr vollends die Freude an der Arbeit.

* *
*

Fräulein Lohmann machte ihre Herrin wiederholt darauf aufmerksam, daß die Gardinen gewaschen, die Fußböden gestrichen, überhaupt die sommerliche Reinigung der Wohnung in Angriff genommen werden müsse. Viola hatte sie immer abgewiesen. Jetzt fand sie es töricht, sich durch Bernhard in ihren Gewohnheiten stören zu lassen, und kündigte ihm an, daß er eine Woche lang nicht zu ihr kommen dürfe.

„Oho," sagte er, „aber ich darf doch wenigstens an der Tür fragen, wie Sie sich befinden?"

„Nein, auch das nicht."

„Da muß ich ja vermuten, daß schreckliche Dinge hier vorgehen! Das kann ich mir nicht gefallen lassen, so ausgestoßen zu werden."

„Nein, bitte, bitte, kommen Sie nicht!"

„Das halten Sie ja gar nicht aus."

Sie lächelte und wurde rot.

„Doch, doch — ich halte es ganz gut aus."

Sie legte ihm leicht die Hand auf den Arm, er sah eine Weile still darauf nieder und begann träumerisch mit ihren Fingern zu spielen. An der Tür wendete er sich noch zweimal zurück und lächelte ihr zu.

Schon am ersten Tage, während die Möbel ausgeräumt wurden und Viola mit einer großen Schürze, ein weißes Tüchelchen um das rötlichblonde Haar gebunden, auf dem Korridor stand, klingelte Doktor Althaus. Sie sah ihn durch das eisenvergitterte

Fenſter, öffnete lachend ein wenig und rief: „Es iſt niemand zu Haus!“

Er ſchob ſeinen Fuß in den Türſpalt und erzwang ſich ſo den Eintritt.

„Nur guten Tag ſagen,“ bat er. Sie gefiel ihm ſehr mit dem weißen Tuch um die kluge Stirn.

„Wie das Ihnen ſteht,“ ſagte er nachdenklich.

„Sehen Sie, was ich gefunden habe!“ Er zog eine Photographie aus der Bruſttaſche und reichte ſie Viola. Es war ihr eigenes Bild, im Profil, mit einem Pelzmützchen. Sie hatte es vor mehreren Jahren machen laſſen und beſaß längſt kein Exemplar mehr davon.

„Wo haben Sie es her?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ich fand es heut morgen im Album eines Photographen. Es hat ein ſchweres Geld gekoſtet.“

„Nein — aber wie darf er's verkaufen!“ rief ſie erſchrocken.

„Lieber Gott — was iſt nicht für Geld zu haben,“ bemerkte Althaus humoriſtiſch. „Da hat man doch endlich ein gutes Bild von Ihnen. Man ſieht die reife Frau, und doch hat es etwas ſo Jugendliches. Nun muß ich fort.“

Aber ſie ſtanden beide noch mehrere Minuten beieinander, in dem Chaos von aufeinander gebauten Tiſchen, Stühlen, Sofas und Bildern kamen ſie nicht darauf, ſich zu ſetzen, und hatten ſich doch noch nie ſo viel zu ſagen gehabt. Im leeren Salon ſah man

Fräulein Lohmann auf einer Leiter ſchweben und der Aufwartefrau die Gardinen herabgeben. Viola dachte nicht daran, die Tür zu ſchließen — ſie hatten ja keine Geheimniſſe.

In den nächſten Tagen, während ſie Bernhard nicht ſah, wurde ſie zum erſtenmal der Freundſchaft herzlich froh. Nahte die Stunde, in der ſie gewohnt war, auf ſein Klingeln zu lauſchen, ſo war ſie wohl enttäuſcht, wenn es nicht erfolgte. Dann aber ſagte ſie ſich wieder, daß er Eleganz und Behaglichkeit liebe und daß es beſſer ſei, er ſähe ſie nicht zu oft in dieſem Wirrwarr von trivialer Beſchäftigung. Schließlich konnte ſie die Sehnſucht nach ihm kaum noch ertragen und beeilte ſich fieberhaft, um ihre kleine Wohnung wieder in ſtand zu ſetzen.

In den heißen, ab und zu durch Gewitter beunruhigten Sommernächten lag ſie übermüdet und ſchlaflos auf dem Lager und rang die Hände und verſuchte „vernünftig“ zu ſein, und wußte doch nicht, wie ſie das fertig bringen ſollte. Und die eine Frage, die ſie unaufhörlich in ſich bewegte, quälte ſie wie ein Irrwahn: Hat er mich lieb? — Iſt das Liebe? — Kann Männerliebe ſich ſo beherrſchen?

Sie wußte, daß Bernhard jetzt kein andres Weib liebte. Er hatte es ihr geſagt und ſie glaubte ihm. Beſaß ſie alles, was ſein Herz geben konnte? War dieſes Herz, welches ſie mehr liebte als das eigene, doch ſo viel ärmer? — Sie empfand eine Gewalt des

Gefühls in sich, vor der sie erschrak. War das nicht unnatürlich — schmach- und schamvoll unnatürlich?

Und dann überdachte sie ihr Leben, wie trostlos unbefriedigt es bisher geblieben war — ihre Ehe, die keine Ehe gewesen . . .

Wenn sie sich recht tief in all die trübseligen Rätsel ihres eigenen Schicksals hineingegrübelt hatte, ergriff sie eine Empörung, in der sie die Hände ballte und zornig einem unsichtbaren Feind entgegenschüttelte. Und dann lehnte sie das heiße, tränenüberströmte Gesicht gegen die kalte Wand und schluchzte vor sich hin: „Bernhard, hab' mich nur lieb — ach, hab' mich doch lieb!"

— — — — — — — — — — —

Die kleine Wohnung in einem dritten Stock der Nettelbeckstraße glänzte jetzt förmlich vor Reinlichkeit, und man atmete Frische und gute Luft darin. Die Nippsachen auf Frau Gerwins Schreibtisch, ihre schönen bunten Gläser, die sie so besonders liebte, schimmerten und blitzten. Die Pflanzen breiteten ihre abgewaschenen grünen Blätter fröhlich nach allen Seiten aus. Viola schrieb ihrem Freunde ein Billett, er könne nun wieder kommen. Es gefiel ihr so gut in ihrem kleinen Reich, es mußte ihm auch gefallen. Sie kaufte den Kuchen, den er gern hatte, und zog sein Lieblingskleid an. Auf allen Tischen standen frische Blumen.

Viola hatte, wie viele stille, einsame Frauen, eine

ſonderbar tiefe Freude an Blumen. Sie waren ihr nicht Dekorationsgegenſtände, ſondern Weſen, die in ihrem Wohlgeruch etwas von dem ausſtrömten, was ſie ſelbſt geheimnisvoll empfand und dafür ſie keine Sprache wußte.

Auf Bernhard wirkten ſie ähnlich. Es war auch etwas Weibliches, Überfeines in ihm, das ein Entzücken darin fand, ſeine Lippen, ſeine Augenlider mit dem weichen Kelch einer Roſe zu liebkoſen. Und ſo widerwärtig ihm künſtliches Parfüm an Frauen war, ſo gern atmete er ihre Nähe zugleich mit dem Duft lebender Blumen. Das hatte Viola doch ſchon verſtanden.

Es vergingen ſo viel Tage, daß die Roſen verblühten und alles wieder ein bißchen ſtaubig wurde, ehe Doktor Althaus ſich ſehen ließ. Endlich kam er einmal, gegen Abend, ſo ſpät, daß Viola ihn gar nicht mehr erwartete. Er ſah abgemattet aus, klagte über Kopfweh und ſchien verſtimmt.

Er warf ſich in eine Sofaecke, ſie bereitete ihm Tee, war liebreich um ihn bemüht und wollte nicht, daß er reden ſollte.

Er geriet indeſſen doch in eine ziemlich eifrige Auseinanderſetzung über gewiſſe Literaturverhältniſſe, die ihn immer irritierten. Viola fiel etwas Hartes, Herbes, Bitteres an ihm auf. Sie fürchtete, er könnte ſich zu ſehr erregen und wollte ablenken.

Aber er ſagte, es tue ihm gut, ſich auszuſprechen, und ſein Kopfſchmerz ſei viel beſſer geworden.

„Sehen Sie," antwortete Viola mit einem glücklich wehmütigen Lächeln, „Sie hätten doch wiſſen können, daß Sie mich nicht nur geſund und in guter Laune aufſuchen ſollten, ſondern gerade, wenn Sie ſich nicht wohl fühlen und Pflege brauchen."

„Ja — ja," murmelte er, den Kopf in die Hand geſtützt. „Es iſt zuweilen eine Qual, auf liebreiche Fragen nicht die Wahrheit ſagen zu können. Bei andern gleichgültigen Leuten geht das Geſpräch ſchon — hier bei Ihnen . . .Laſſen wir das . . . Ich bin ein jämmerlicher Kerl."

„Sie ſind krank! Die Gewitterluft hat Sie angegriffen. Wenn Sie mir doch vertrauen wollten! Manchmal ſind Sie auch zu wunderlich — vorſichtig, oder ich weiß nicht was, Bernhard."

„Ich gehe jetzt," ſagte Althaus plötzlich kalt, nahm ſeinen Hut, ſah Viola mit einem ſehr traurigen Blick an und verließ ſie.

Sie verſtand ſein Weſen nicht.

Er kam nun wieder regelmäßiger, obwohl nicht ſo oft, wie zu Anfang des Sommers. Das Bewegte, Innige war aus ſeinem Verkehr mit der jungen Frau geſchwunden. Er tadelte viel an ihr, ſie bemühte ſich ängſtlich, ihm zu gefallen, konnte ſich aber, gepeinigt durch den Gedanken an die nahende Trennung, kaum noch zur Heiterkeit zwingen.

Ihre Arbeit war vollendet und einem Verleger geſchickt worden, der ſie zurückſandte.

„So, ſo,“ bemerkte Althaus, als ſie es ihm ſagte. „Ja, es iſt zu gut für das Publikum. Das iſt ſchlimm. Legen Sie es in Ihren Schreibtiſch und vergeſſen Sie es.“

Dieſe Antwort kam Viola recht gleichgültig vor.

Indeſſen mußte ſie ſich ſagen, daß Althaus augenblicklich ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt war und ſie nicht zu viel von ihm verlangen durfte. Er hatte anfangs Jura ſtudiert, war dann zur Journaliſtik übergegangen, probte und übte hier ſein Talent auf verſchiedenen Gebieten, ohne mit ſeinen ſechsundzwanzig Jahren noch immer recht zu wiſſen, ob die Politik oder die Belletriſtik ihn dauernd feſſeln werde, und welcher Zweig ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit ihm einen geſicherten Erwerb verſchaffen könne. Er war gewiſſenhaft und hatte bedeutende Ideen, beides half ihm weniger als Geſchicklichkeit und Grazie. Seine mangelhafte Technik machte ihn oft ungeduldig, denn er kannte das Gute und verſtand den richtigen Maßſtab anzulegen.

Er war ein Grübler — Viola wußte oft nicht, ob ſie ihn einen Pedanten oder einen Phantaſten nennen ſollte. Dabei ſtellte er hohe Anſprüche an die äußere Welt, und was ihn an Genußmitteln befriedigen ſollte, mußte von einer künſtlich ausgeklügelten Einfachheit ſein. — Es war nicht ohne Be-

deutung, daß er von Werken der deutschen Literatur die Romane „Auch Einer“ und Kellers „Grünen Heinrich“ über alles liebte. Viola las auf seine Empfehlung hin beide Bücher, und dabei überschlich sie ein unbestimmtes Ahnen, daß all ihr Bemühen, diesem Manne irgend eine Art von Glück zu schenken, mit wenig Freude verknüpft sein werde.

Immer mehr gewöhnte sie sich daran, des Sommers Ende und Bernhards Abreise als den Endpunkt ihres Verhältnisses zu ihm anzunehmen. Darüber hinaus war ihr alles dunkel.

Er wollte nach Spanien gehen — möglicherweise nach Algier oder Ägypten; denn seine Bildung war ihm immer nicht umfassend, nicht vielseitig genug. Seine weiteren Pläne waren noch unbestimmt. In jedem Falle würden sie jahrelang getrennt sein.

Und die Abwesenden haben unrecht, so ist es ja immer — so muß es ja sein, wiederholte sich Viola fortwährend.

In dieser Zeit empfing sie einige Briefe ihrer Schwiegermutter, die sie merkwürdig anmuteten. Die alte Frau jammerte, sie könne mit ihren Haushälterinnen nicht mehr auskommen. Nachdem sie jahrelang in sehr kühler Weise verkehrt hatten, schrieb sie jetzt mit einem kläglich-schmerzlichen Verlangen nach Viola, die ihren Sohn gekannt habe und mit der sie von ihm plaudern könne.

Diese Aussicht dünkte Frau Gerwin nicht eben

verlockend. Aber sie fühlte trotzdem, daß sie den Wunsch ihrer Schwiegermutter erfüllen und wenigstens für eine Weile zu ihr gehen müsse.

Sie sagte Bernhard von ihrer Absicht. Er machte ein bestürztes Gesicht, sprach von törichtem weiblichen Selbstaufopferungsfanatismus — aber er suchte sie nicht ernstlich für die letzten vierzehn Tage seines Berliner Aufenthaltes in seiner Nähe zurückzuhalten.

Sie hatte es doch gehofft. Ein kalter Groll stieg in ihr auf.

Jetzt war es ihr lieb, daß sie als die erste ging, daß sie ihm auf diese Weise weh tun konnte. Denn es war das Sonderbare bei der Neigung dieses Mannes zu ihr — so zart und schwach sie war, so empfindlich war sie auch — ganz das Produkt einer nervösen, blutleeren und mit den Idealen, den Genüssen, den Erinnerungen von Jahrtausenden überfütterten Zeit.

* * *

Gleich nach ihrer Ankunft bei der Schwiegermutter machte Viola sich klar, daß aus dem Besuch eine ernste Krankenpflege werden würde. Der Anblick der alten Dame, die mit der jämmerlichen Hilflosigkeit eines Leidenden, dessen Kräfte weiter reichen sollen, als sie können, noch immer ihren kleinen Haushalt zu versorgen versuchte, erschreckte sie förmlich. An Stelle von Frau Gerwins früherem scharfen be-

ſtimmten und eigenſinnigen Weſen war jetzt die Milde getreten, die ein freundliches Geſchenk der Mutter Natur für manches ihrer müden Kinder wird, wenn ſie es zum friedlichen Schlafe heimlocken möchte. Die ſegensreiche Milde, welche ſo viele Verſöhnungen auf Kranken- und Sterbebetten möglich macht und dadurch trübe und ſtürmiſche Lebenstage mit lieblichem Abendgolde ſchmückt.

Die alte Frau ſchien es ganz vergeſſen zu haben, daß ſie ihrer Schwiegertochter lange ſehr böſe geweſen war, weil Viola ſie verlaſſen hatte. Sie ſprach in einem wehmütigen Ton viel von den ſchönen Zeiten, da ihr Sohn noch gelebt habe, und erinnerte Viola an alle die Liebesbeweiſe, die ſie von ihrem Gatten empfangen — einmal hatte er von einer Spitzenfrau einen Kleiderbeſatz für ſie gekauft und ein andermal hatte er eine Tüte Weintrauben für ſie beide mit nach Haus gebracht. Er ſei immer ſo gut geweſen.

Ja — Viola wußte es noch.

Seit ſie in die lärmende und doch unintereſſante Provinzſtadt zurückgekehrt war und nun wieder in derſelben Wohnung lebte, wo Gerwin ſie geheiratet hatte und wo er dann geſtorben war, wurde ſie von den Erinnerungen, die ſie mit Mühe und Not ein wenig vergeſſen hatte, förmlich verfolgt. Sie hockten hinter jeder Tür, ſie ſaßen auf jedem Möbel, aus jeder Schublade, die ſie öffnete, quollen ſie ihr ent-

gegen. Überall fand sie die Kleidungsstücke und Gebrauchsgegenstände des Verstorbenen, von denen seine Mutter sich nicht hatte trennen können. Der Anblick verursachte ihr zwar keinen Schmerz, aber ein fortwährendes Unbehagen, eine Demütigung. — Statt ihr jetziges Verhältnis zu Bernhard, nun sie von ihm entfernt war, mit klarem Blick zu überschauen und zu beurteilen, verstrickte sie sich immer tiefer in ein Gespinst von verworrenen Träumen. Sie hätte gern einmal mit einem Dritten darüber geredet, einmal einen Unbeteiligten gefragt, ob er denn die Beziehungen zwischen dem Mann und der Frau auch so rätselhaft fände, oder ob das alles ihr selbst nur so unbegreiflich wunderlich vorkäme. Aber es war ja natürlich ganz undenkbar, irgend jemand in ihr Vertrauen einzulassen — sie hätte auch gar niemand gewußt, der ihr so nahe stand. Denn die Freundschaft zu Bernhard hatte sie unmerklich von ihren übrigen Bekannten entfernt; wenn sie ihn des Nachmittags erwartete, wollte sie doch nicht ausgehen, und sie hatte ihn ja eigentlich immer erwartet.

Jahrelang hatte sie sich selbst für eine Frau gehalten, der eine ruhige, edle Entsagung nicht schwer fallen dürfte. Sie war auch von andern für eine solche gehalten worden. Jetzt begann sie sich zu fragen, ob vielleicht nur ihr vornehmer Gesichtsschnitt oder die Tatsache, daß sie keine Stirnlöckchen trug, zu dieser Täuschung Veranlassung gegeben hatten. Sie

konnte sich noch nicht ganz von dem so lange gehegten Ideal ihrer selbst frei machen und versuchte deshalb beständig, sich vorzustellen, wie sie es aufnehmen werde, wenn Bernhard ihr sagen würde, er liebe eine andre Frau mit der Liebe, die sie nicht in ihm erwecken konnte. Ganz im Anfang ihrer Freundschaft hatte er versprochen, wenn es einmal geschehe, daß er sich leidenschaftlich verliebe, so solle sie die erste sein, die es erfahre.

Indessen hoffe er für die nächsten Jahre verschont zu bleiben, hatte er hinzugesetzt. Seitdem aber — war da nicht so vieles zwischen ihnen vorgegangen — hatte er ihr denn nicht gesagt, daß sein Gefühl für sie sich verändert habe? Das alte Versprechen konnte kaum noch gelten.

* * *

Viola hatte viel Mühe mit der alten Frau, die oft stundenlang in der Nacht von einem schrecklichen Husten gepeinigt wurde, so daß sie es im Bett nicht mehr aushalten konnte und auf den Lehnstuhl verlangte, wo sie sich dann wieder zu erkälten fürchtete und ins Bett zurückgebracht werden mußte.

Sie fieberte seit einigen Tagen. Der Arzt hatte Viola gesagt, eine schleichende Lungenentzündung werde sie wahrscheinlich bald von ihren übrigen Leiden erlösen.

In einer Nacht, nach einem beſonders heftigen Huſtenanfall, fühlte ſie ſich ſo erſchöpft, daß Viola ſie mit ſtarkem Wein mühſam wieder zum Leben zurückrufen mußte. Die alte Dame ſtreichelte zärtlich Violas Hand und ſagte mehreremal: „Mein gutes Kind, mein gutes Kind — du ſollſt auch ſehen — ich habe für dich geſorgt — du bekommſt alles, was mir gehört hat. Dann biſt du eine reiche Frau . . . Ach, ich muß doch wohl ſterben. Glaubſt du, daß ich heute Nacht ſterben muß?“

Viola ſuchte die Kranke durch Liebkoſungen zu beruhigen, und ſo vergingen die langen dunklen Stunden bis zum Morgen.

Während Frau Gerwin nach ihrem Frühſtück etwas eingeſchlummert war, ging Viola für einige Augenblicke in den kleinen Garten hinunter, der hinter dem Hauſe lag. Die ſcharlachrote Blumenpracht des Septembers glänzte dort im hellen Sonnenſchein ihr entgegen. Das Gärtchen war ſehr gepflegt. Dijonroſen neigten ſich, ſchwer von funkelnden Tautropfen, aus grünem Laub hervor. Der wilde Wein, der die Mauern bekleidete, glühte in üppigen Purpurtönen. Als Viola müde und überwacht in dieſer zuſammengedrängten Farbenfülle ſtand, kam plötzlich die Erkenntnis über ſie, wenn Frau Gerwin heute ſterben würde, ſei ſie eine reiche Frau — und das Leben könne ja glänzend und prächtig für ſie werden! — Und Bernhard könne ſie heiraten — ſeine Liebe werde

neu erwachen mit der Möglichkeit des Glückes. — Wie ſchön konnte alles werden!

Ach — die arme Sterbende dort oben — Viola gönnte ihr einen friedlichen Tod . . . Aber dann — aber dann —! Eine gewaltige Ungeduld pulſte in ihrem Blute und alles jauchzte in ihr. Sie fühlte ſich wunderbar erregt — leicht und frei, ja leichtſinnig faſt. Sie hätte Luſt gehabt zu ſingen, zu lachen, zu tanzen oder wie ein Kind durch die Wege zu laufen, von den herrlichen durchſonnten Blumen zu pflücken und den vollen Strauß an die Bruſt zu drücken.

Da hörte ſie den leiſen kläglichen Ton einer ſilbernen Klingel von oben herab durch das verhüllte Fenſter dringen und eilte ins Haus zurück.

„Wo biſt du nur ſo lange geblieben!“ rief ihr die alte Frau entgegen. „Iſt denn die Zeitung noch nicht gekommen? Bringe ſie mir doch und meine Brille und ziehe die Gardine zurück!“

Die Kranke hatte ihre natürliche, ein wenig zänkiſche Stimme wieder bekommen. In der kurzen Zeit von Violas Abweſenheit war augenſcheinlich eine jener plötzlichen Beſſerungen bei ihr eingetreten, wie ſie die langwierigen Leiden des Alters zuweilen unterbrechen.

Und für Viola war ſie in dieſer Stunde ſchon tot geweſen. Beſchämung und Ekel vor dem eben genoſſenen Glücksrauſch befiel ſie. Es war ihr, als habe ſie ihre Liebe damit beſchmutzt und als könne ſie

nun niemals wieder von den darauf gefallenen Flecken gereinigt werden.

Sehr geduldig ertrug sie die nörgelnde Laune der alten Frau, hob sie auf ihren Krankenstuhl und schob diesen an das sonnige Fenster, diente ihr mit der Reue, die schweigend ein Unrecht, von dem der andre nichts weiß, wieder gut machen möchte.

Gegen Mittag erhielt sie einen Brief von Bernhard, drei Bogen mit Bleistift in seinen großen Schriftzügen flüchtig und intim hingeworfen. Stundenlang trug sie ihn bei sich in der Tasche und konnte keine Zeit zum Lesen finden. Dabei kam es ihr immer mehr vor, als müsse dieser Brief etwas sehr Wichtiges, etwas ganz Entscheidendes enthalten. Ihre Nerven zitterten und zuckten schmerzhaft vor Aufregung, als sie ihn endlich am Nachmittag in ihrem Stübchen öffnete.

Althaus hatte Berlin verlassen und sich für die schönen Herbsttage in einen kleinen Waldort begeben. Er schilderte ihr das Forsthaus, wo er wohnte. Drei Töchter waren zu seiner Bedienung da, gutherzige, heitere, blühende Geschöpfe, ganz gesund und ganz natürlich — schrieb er — mit weichen, runden, kindlichen Gesichtern und weichen, vollen, nicht durch Schnürleiber verkümmerten Gestalten. Und sie fütterten ihn und hätschelten ihn, wie ein kleines Kind. Wenn er mit dem Förster in den Wald gehe, suchten sie es immer einzurichten, daß sie ihm entgegenkämen,

dann ſchlenderten ſie zuſammen noch lange umher. Die eine ſei auch klug und voll Mutterwitz, und wenn die nicht verlobt wäre — dann — —!

Viola ſchnürte eine würgende Pein den Hals zuſammen.

Dann — —. Sie ſtarrte immerfort auf die beiden Gedankenſtriche und es fiel ihr nicht einmal ein, daß ſie am Ende auch nur einen Scherz bedeuten könnten. Sie wußte ja freilich, daß Bernhard ſcherzen wollte — aber ein boshafter, grauſamer, unerbittlicher, tragiſcher Ernſt lag dahinter.

Er ſchrieb ſo vergnügt, er ſchrieb ſo — natürlich! Das war's! Er mußte ſich befreit fühlen von der Unnatur ihres Verhältniſſes. — Aber was konnte ſie dafür, daß es ſo geworden war? Nichts als das eine: daß ſie keine kalte, kluge, nüchterne Verſtandesperſon war und auch kein luſtiges, gefallſüchtiges Weib — daß ſie mit ihrem ganzen Weſen zwiſchen den zwei Arten von Frauen, die die Welt und den Mann beherrſchen, mitten inne ſtand. Und daß ſie Bernhard die zwei Frauen, nach der ſeine komplizierte Natur verlangte, vereinigen ſollte, ohne daß er ſich, auch nur ſeinem Gewiſſen nach, für die Zukunft an ſie zu binden brauchte.

Aber hätte ſie es nicht gekonnt?

Doch nun wurde ſie wieder irre. Vielleicht wollte er überhaupt nicht das Vereinigte, nicht die Vielſeitigkeit, ſondern das ganz Einfache. Dieſe

Förſtermädchen — ſie ſah ſie vor ſich, Figuren wie aus dummen Dorfgeſchichten, — ſie bedeuteten das wahre Weib für Bernhard. Auch für ihn, den ſie ſo hoch über den andern ſtehend wähnte, daß ſie ſich über ihr natürliches Selbſt hinaufgeſchraubt hatte, um nur ſeine Höhe zu erreichen. Seine Höhe — ſie lachte und lachte, aber ſehr bitter. Er wäre wohl auch von ihr zu erringen geweſen — ſie hätte es nur anders anfangen müſſen.

Aus dem Lachen wurde ſtürmiſches Weinen. Viola las den Brief noch einmal und wollte Bernhard dann endgültig den Förſtermädchen überlaſſen. Aber dabei hatte ſie Schmerzen auszuſtehen, bei denen ſie glaubte, nicht leben zu können. Dann wurde ſie plötzlich ganz kalt und ruhig. Es war gut ſo. — Sie ſtellte ſich vor, was ſie empfunden hätte, wenn ihre Schwiegermutter geſtorben wäre und dieſer Brief ſie dann getroffen hätte — mitten in der Möglichkeit, der äußeren Möglichkeit des Glückes! Nein, das wäre ja viel ſchlimmer geweſen.

Nach fünf Tagen, in denen das Befinden der alten Frau täglich ein wenig beſſer zu werden ſchien, fand Viola ſie eines Abends tot in ihrem Lehnſtuhl.

Viola beſorgte das Begräbnis. Sie ſaß am andern Morgen, nachdem es vorüber war, noch am Kaffeetiſch, um eingegangene Briefe zu leſen, als ihr Doktor Althaus gemeldet wurde. Er hatte nicht

geschrieben und kam nun, um ihr in dem Ordnen von geschäftlichen Angelegenheiten behilflich zu sein.

Sie hatte sich oft gefragt, wie sie ihm entgegentreten solle, hatte fast gehofft, ihn nicht wiederzusehen. Nun nahm er sie in seine Arme, küßte sie leise, und sie hatte ein kühles Gefühl dabei, als sei die Leidenschaft in ihr auch so plötzlich gestorben, wie die alte Frau.

Althaus war zart, liebevoll und brüderlich in seinem Verhalten. Er fand Viola erschöpft und welk, tröstete sie aber, sie werde sich schon bald erholen und wieder blühend aussehen. Er wußte, daß der Verlust der alten Frau ihrem Herzen nicht nahe ging, und war deshalb etwas erstaunt zu sehen, wie traurig und ermüdet ihre Augen ihn anblickten.

Eines Abends kam er von ihrem Rechtsanwalt. Der Mann hatte ihm diensteifrig Aufschluß über Violas Geldverhältnisse gegeben und dabei stets durchblicken lassen, daß er Althaus für berechtigt halte, solchen zu fordern. Seine letzten Worte waren ein ziemlich offener Glückwunsch zu seiner in Aussicht stehenden Heirat mit Frau Gerwin gewesen.

Althaus ärgerte sich sehr darüber. Er bereute, hierhergekommen zu sein und sich dadurch diesen Vermutungen ausgesetzt zu haben. Seine Gedanken waren in der letzten Zeit mit ganz anderen Dingen als mit Viola beschäftigt gewesen. Er freute sich ungeheuer auf seine Reisen. Er hatte wahrhaftig

weitergehende Wünſche als die, eine leidlich bemittelte Witwe zu heiraten. Für Viola befriedigte ihn die Tatſache der Erbſchaft. Er würde lieber an ſie zurückdenken, wenn er ſie ſich ebenfalls mit der Ausgeſtaltung eines behaglichen Daſeins beſchäftigt vorſtellen konnte.

„Sie ſind ja nun eine wohlhabende Frau," rief er fröhlich, als er bei ihr eintrat. „Das iſt doch ſehr angenehm. Ich gratuliere Ihnen! Nun?"

Viola hatte mit einer abwehrenden Bewegung den Kopf geſchüttelt. „Laſſen Sie das."

„Hören Sie, das iſt ſentimentaler Unſinn! Ich denke, Sie ſind über ſo etwas hinaus! Was war Ihnen die alte Frau? Sie müſſen jetzt Ihr Leben genießen. Stellen Sie ſich vor: Sie können reiſen, ſich Bücher kaufen — na, iſt das nicht was Gutes?"

Er ſah, wie ſie immer bleicher bei ſeinen Worten wurde, wie ein Ausdruck von zurückgehaltenen Qualen ſie vor ſeinen Augen förmlich alterte.

„Hören Sie — da ſteckt etwas andres dahinter. Nun — heraus mit der Sprache!"

Sie ſchwieg.

„Jetzt ſeien Sie vernünftig. Wiſſen Sie, ich kann dieſes Weſen durchaus nicht ertragen. Mein Gott, was iſt denn das? So reden Sie doch — — es iſt etwas zwiſchen uns?"

Ihre Augen hatten ſich mit Tränen angefüllt. Sie erhob ſich und wollte aus der Stube gehen.

Er faßte ſie hart am Arm.

„Nein — ſo haben wir nicht gewettet. Habe ich Ihnen was getan? — Viola?“

Er hielt ſie noch immer dicht an ſich. Ein Schwindel überkam ſie, der Wille, der die Inſtinkte im Zügel hält, war durch die Nachtwachen, phyſiſche Anſtrengungen und ſeeliſche Aufregungen geſchwächt — ſie brach in ein jähes, heftiges Weinen aus und ſenkte ihren Kopf haltlos auf Bernhards Schulter.

„Der Brief —“ ſtammelte ſie und machte ſich entſetzt von ihm los. „Der Brief . . .“

„Welcher Brief?“

„Von dort — ach, es iſt ja ganz gleichgültig . . . Iſt es — —. Nein!“

Sie bezwang ſich mit einemmal und fragte anſcheinend ganz ruhig: „In welches von den Mädchen haben Sie ſich verliebt?“

„Ich —? Ach!“ Er brach in ein lautes Gelächter aus. „Ach — Sie ſind eiferſüchtig auf die Förſterstöchter? Ja, es ſind reizende Mädchen. Mein Gott, ich habe mich da ſehr gut amüſiert. — Nein, über ſo etwas hätte ich Sie doch erhaben geglaubt!“

„Sie ſehen, daß ich es nicht bin,“ ſagte ſie kalt und unliebenswürdig.

„Ja, leider ſehe ich das. Aber an ſo etwas müſſen Sie ſich ſchon gewöhnen. Das war ja gar nichts. Von der einen trage ich eine allerliebſte

dunkelbraune Locke hier in meiner Uhr. Soll ich Sie Ihnen zeigen?“

„Nein.“

„Da gibt es doch noch ganz andere Dinge, an die Sie sich gewöhnen müssen.“

„Und wenn ich mich nicht daran gewöhne?“

Er zuckte die Achseln. Eine lange Pause folgte. Althaus ging im Zimmer auf und nieder.

„Ich habe eine Taktlosigkeit begangen,“ sagte er endlich, vor Frau Gerwin stehen bleibend. „Man sollte Frauen niemals vor andern Frauen sprechen. Ich habe mich dazu verleiten lassen, weil ich von Ihnen eine so hohe Meinung hatte. Ich hätte noch viel Schlimmeres zu beichten.“

„Ich will Ihre Beichte gar nicht,“ sagte Viola angstvoll.

Er lächelte melancholisch.

„Meine Neigung zu Ihnen wird durch mein Verhältnis zu andern Frauen doch gar nicht berührt. Sie bleibt unverändert dieselbe, die sie immer war.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Viola unsicher.

Er fuhr sich ungeduldig durch die Haare.

„Mein Gott, wissen Sie denn noch so wenig vom Leben? Sie waren doch verheiratet.“

Viola wurde dunkelrot und wendete den Kopf von ihm ab.

Es war ihr zu Mut, als stehe sie auf einer schmalen Brücke über einem Abgrund, die Brücke

wurde ihr unter den Füßen fortgezogen, ganz sacht und liebevoll, und dabei fühlte sie mehr und mehr die atemraubende, schwindelnde Angst vor dem Fall in den dunklen Schlund eines noch namenlosen Unglücks. Und sie wußte nicht, wie sie sich davor retten sollte. Sie wußte nicht, ob es besser sei, sich mit Bernhard auszusprechen oder zu schweigen, fortzulaufen oder zu bleiben, liebevoll oder strenge zu sein — stolz oder demütig?

Sie wollte ja alles sein — und im Grunde war ihr ja auch alles gleichgültig, wenn er sie nur lieb behielt!

„Sie haben etwas sehr Schönes in mein Leben hineingetragen, Viola," sagte Althaus. „Das will ich nicht fahren lassen — ich will diese Blume in meinem Gefühlsgarten sehr sorgfältig pflegen, damit sie immer schöner blüht. Glauben Sie mir, die Zukunft kann uns noch viel köstliche Stunden bringen — Freuden, die wir jetzt noch gar nicht ahnen, weil wir erst in sie hineinwachsen müssen. Verbittern Sie sich nur die Gegenwart nicht mit törichten Grübeleien!"

Viola trocknete ihre Tränen. Er legte den Arm um ihre Taille und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Die Zeit bringt vieles, liebe Viola," flüsterte er an ihrem Ohr. „Du wirst auch an mir noch manche Überraschung erleben."

Er küßte sie wieder und wieder. Da gab sie sich dem Rausch hin, den seine leisen Zärtlichkeiten in ihr

erweckten. Sie lag an seiner Brust, klammerte sich an ihm fest — trank seine Küsse, die wärmer und inniger wurden, begehrte sie mit durstigen Lippen. Etwas Bacchantisches hatte sie befallen, das Haar verwirrt, lachend, mit strahlenden Augen sah sie ihn an.

„Ach, das ist schön," murmelte sie an seiner Schulter, „ach, laß mich noch nicht! — — Du gehst ja so bald fort!"

Das war ein Schrei wilder Qual, der ihn erschütterte.

„Mein armes Kind," murmelte er und küßte und streichelte ihr das Haar, „ich komme ja wieder. — Mein armes Kind, wie leidenschaftlich du bist! Wie jung!"

„Ich bin ja auch noch jung," flüsterte sie. „So jung — du weißt gar nicht, wie jung."

„Ich sehe es," sagte er lächelnd. „Sagen wir sechzehn Jahre, ja? — Warst du wirklich schon einmal verheiratet?"

„Nein," flüsterte sie, wie ein zärtlicher, schüchterner Hauch, „nie."

Er sah sie lange schweigend an. Dann ließ er sie sanft in den Lehnstuhl gleiten, wie eine liebe Kranke, die man sorgsam hütet. — Und plötzlich sagte er abgebrochen, kalt und brutal: „Täusche dich nur nicht! Ich brauche eine ganz junge Frau. Hörst du? — Ein ganz junges dummes Ding! Ich heirate überhaupt noch lange nicht." Er lachte verlegen. „Ich

haſſe die Ehe, das weißt du. Aber es kann ſein, daß ich heirate — doch erſt nach vielen Jahren, und dann — das mußt du dir doch ſelbſt ſagen — —. Du weißt du, daß ich dich ſehr lieb habe — aber nicht ſo."

Viola weinte nicht mehr. Hilflos und irrſinnig ſuchten ihre Blicke im Zimmer umher. Aber in dem mit ſpießbürgerlicher Eleganz eingerichteten Salon der alten Frau Gerwin lagen weder Dolche noch Piſtolen auf den Tiſchen.

„Ich denke, wenn ich morgen wiederkomme, iſt alles zwiſchen uns beim alten," bemerkte Althaus freundlich, doch mit etwas heiſerer Stimme. „Oder iſt es dir lieber, ich komme nicht? — Es iſt ſpät — kann das Mädchen mir die Treppe herunterleuchten?"

„Ich will ſie rufen," ſagte Viola, tat es aber nicht, ſondern nahm einen ſilbernen Leuchter, der auf dem Tiſch brannte, und ging ihm voran durch das anſtoßende Zimmer. Aus der Küche kam das Mädchen und öffnete die Haustür.

Althaus grüßte Frau Gerwin.

„Auf Wiederſehen!"

Viola trat ins Zimmer zurück und ſchloß die Tür. Der Leuchter fiel ihr aus der Hand. Das Licht verlöſchte im Sturz und ſie ſtand im Dunkeln. Sie ſtand ſehr lange dort auf demſelben Fleck, ohne

ſich zu rühren. Nun hatte ſie das Leben kennen gelernt und auch die Liebe.

— — — — — — — — — — —

Althaus ging langſam, mit geſenktem Kopf. Die Augen waren ihm naß. Es war keine Kleinigkeit, was er da eben durchgemacht hatte.

Ich mußte ſie bewahren. Sie weiß ja gar nicht . . . Es wäre doch nicht einmal wünſchenswert. Eine Frau wie ſie, und mit der Exaltationsfähigkeit — welche Anſprüche würde ſie an mich ſtellen . . .

* * *

Nach anderthalb Jahren — früher als er geglaubt, kehrte Doktor Althaus von ſeinen Studienreiſen nach Berlin zurück. Man hatte ihm angeboten, die Redaktion eines neugegründeten Journals zu übernehmen. Da ſah er ein, daß er in Gefahr ſei, bei lauter Vorbereitungen zu einer erfolgreichen Laufbahn die rechte Zeit zu ihrem Beginn zu verſäumen. Statt ſich in fremden Ländern herumzutreiben — die ihn im Grunde auch ſtets enttäuſchten, und wo man in den Gaſthofsbetten ſo ſchlecht ſchlief — war es weit klüger, ſich in Berlin langſam aber ſicher eine anerkannte Stellung in der literariſchen Welt zu erobern. Auf dieſe Weiſe mußten ſeine Arbeiten ſich doch ganz andre Geltung verſchaffen, als wenn er ſie — ein namenloſer Dichter — auf den überhäuften Markt werfen würde.

Das Publikum allmählich zu seinen Ideen erziehen und ihm dann — gleichsam als Belohnung — diese Ideen in der gewaltigsten und ergreifendsten Form, im eigenen Kunstwerk, darbringen . . . dies war die Aufgabe seiner nächsten Zukunft.

Daneben überlegte Althaus aber auch ernstlich, welche Mittel dazu beitragen konnten, sein Leben genau so zu gestalten, wie seine Wünsche es erforderten, und um seine Individualität nach jeder Richtung hin harmonisch zu vollenden. Vieles stand ihm, einem gescheiten, gebildeten Manne aus guter Familie, zu Gebot — aber er wollte eine weise Auswahl treffen. In allem ähnlich, wie er seine Junggesellenwohnung einrichtete: wenig gute und geschmackvolle Stücke, alles bequem zum täglichen Gebrauch — und vor allem nichts nach der landläufigen Schablone.

Dabei kehrten seine Gedanken auch zu Frau Gerwin zurück. Er hatte ihr einmal geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Wenn er sich vorstellte, daß sie keinen Umgang mehr mit ihm wünschen möchte, wurde er sehr traurig. Trotzdem er nicht gerade leidenschaftliche Sehnsucht nach Violas Nähe empfand, verlangte irgend etwas in seinem Herzen ganz bestimmt gerade nach der Liebe, die sie ihm entgegengebracht und die er so brutal verschmäht hatte. Eine aufgeregte Empörung ergriff ihn bei dem geringsten Zweifel an der Tiefe, der Treue, der un-

erschütterlichen Opferfreude und Selbstlosigkeit dieser Frauenliebe, die er immer — sein ganzes Leben lang — hinter der keuschen Ruhe ihrer Freundschaft ahnen wollte.

Die Wege am Rande eines dunklen und verschlungenen Dickichts mit dem Ausblick in die Ebene, wo man zu gleicher Zeit den schwülen Duft des Waldbodens atmen und sich die kühle Luft des Feldes ums freie Haupt spielen lassen konnte — die liebte Bernhard Althaus gerade besonders.

Nachdem Doktor Althaus in verschiedenen einflußreichen Häusern, welche ihm, wie er hoffte, in seiner Carriere nützen würden, Karten abgegeben hatte, besuchte er auch Frau Gerwin. Sie wohnte immer noch in der Nettelbeckstraße.

Es war am Nachmittag zur Teestunde. Er hörte schon im Vorzimmer ein lebendiges und heiteres Debattieren und fand mehrere Herren und Damen bei ihr versammelt.

Viola begrüßte ihn fröhlich. Sie stellte ihn den Anwesenden als ihren alten Freund vor. Sie sah fast jugendlicher aus, als zu der Zeit, da Bernhard sie verlassen hatte. Er mußte sie immerfort betrachten, und sein sensitives Schönheitsgefühl weidete sich an ihrer blassen, vornehmen Erscheinung. Irgendwie hatte sie sich verändert — nicht gerade auffallend — aber er fühlte schon, daß vieles an ihr ihm fremd geworden war, daß er sie nicht mehr kannte, wie er

ſie vordem gekannt hatte. Das reizte ihn, wurde ihm aber auch zu einer Kränkung. Sie hatte ſich augenſcheinlich von ſeinem Einfluß völlig freigemacht und war eigene Wege gegangen.

Nachdem ſie eine Weile mit ihm geſprochen hatte, wendete ſie ſich wieder der allgemeinen Unterhaltung zu. Dieſe behandelte ein pſychologiſches Problem — eines von denen, über die jeder gebildete Menſch nachdenkt, die aber in einer Geſellſchaft von Herren und Damen nur ſelten beſprochen zu werden pflegen. Jeder der Anweſenden ſagte ſeine Meinung mit einer großen Freiheit. Ein junger Mann in einem ſchäbigen Rock und mit einem begeiſterten Geſicht ſprach ſich ſogar in ganz unparlamentariſchen Ausdrücken über die Sache aus. Wäre es nicht gerade im Hauſe ſeiner Freundin geweſen, ſo würde Doktor Althaus ſofort gefeſſelt und zu lebhafter Beteiligung angeregt worden ſein. Doch mit den Erinnerungen, welche dieſe Zimmer für ihn beherbergten, wurde er etwas verſtört durch das, was er hier ſah und hörte. Sein Blick verweilte mit einer gewiſſen Rührung auf Fräulein Lohmann und ihrer Häkelarbeit — ſie wenigſtens ſchien noch immer dasſelbe Muſter zu häkeln, an dem er ſie ſo manches liebe Mal hatte arbeiten ſehen.

Von den übrigen Damen machte niemand Handarbeiten. Eine derſelben rauchte; auch die Herren rauchten. Zigaretten und Zigarren ſtanden auf einem Tiſchchen neben einer bunten geſchliffenen Flaſche mit

Likör, den einige dem Tee vorzogen. Eine junge Frau saß, auf beide Ellbogen gestützt, vor einem Journal und war, unbekümmert um die hin und her springende Unterhaltung, ganz vertieft in ihre Lektüre.

Althaus kannte mehrere der Herren — es waren ein vielgenannter Bühnenschriftsteller und ein paar Maler da, ein Privatdozent der Philosophie und die Herausgeberin einer Frauenzeitschrift, alles reife aber noch jugendlich bewegte und strebende Menschen. Althaus unterhielt sich schließlich, obwohl er mit Frau Gerwin nur noch wenige Worte wechselte, ausgezeichnet. Als sie ihn aufforderte, über acht Tage wiederzukommen, wo er ungefähr die gleiche Gesellschaft treffen werde, sagte er freudig zu.

Dieser Besuch wirkte auf ihn wie ein ganz unerwartetes Erlebnis. Er mußte sich unwillkürlich immer wieder fragen, wie sich Viola ihm allein gegenüber wohl ausnehmen werde. Er hatte die Beziehungen zu ihr sehr vorsichtig wieder anspinnen wollen, stieg aber schon nach drei Tagen die Treppen zu ihrer Wohnung wieder hinauf.

Indem er die Klingel drückte, öffnete sie selbst die Tür, mit Hut und Mäntelchen zum Ausgehen angekleidet.

„Ah!“ sagte sie erstaunt, und wie es ihm schien, erschrocken.

„Müssen Sie ausgehen?“ fragte er, in dem alten

Ton, in dem er früher mit ihr zu verkehren pflegte. „Ich möchte Sie so gern allein sehen. Das neulich war ja ganz schön — sehr verblüffend übrigens — aber — wir haben uns doch wohl noch viel zu erzählen . . .“

Sie wendete sich zurück und legte Schirm und Handschuhe auf einen Stuhl.

„Da Sie mich hier getroffen haben, kann ich mich doch nicht gut verleugnen lassen,“ sagte sie mit einem kleinen Lachen.

„Würden Sie das sonst getan haben?“

„Ja!“

„Das ist nicht recht von Ihnen, Viola.“

„Ich kann doch wohl empfangen oder nicht empfangen, wen es mir beliebt!“

„Gewiß — aber warum wollten Sie mich nicht empfangen?“

Sie waren dabei in ihren kleinen Salon eingetreten. Viola ging zum Fenster und zog die der Sonne wegen geschlossenen Gardinen auseinander.

„Kommen Sie nicht wieder,“ sagte sie mühsam. „Ich bitte Sie — kommen Sie nicht wieder. Ich denke, ich habe Ihnen schon dadurch, daß ich Ihren Brief nicht beantwortete, gezeigt, daß ich keinen Verkehr mehr mit Ihnen wünsche.“

Althaus sah sie erschrocken an, danach blickte er fassungslos im Zimmer umher und nahm in Zerstreutheit und Befangenheit ein Buch auf, das vor

ihm auf der Chaiſelongue lag. Es war ein franzöſiſcher, naturaliſtiſcher Roman, und ſelbſt in dieſem unangenehmen Augenblick mußte er ſich darüber wundern, daß Viola, die ſo grenzenlos empfindlich gegen alles Rohe geweſen, dergleichen leſen mochte.

„Wenn ich zwiſchen Ihren neuen Freunden ſtörend wirke — warum haben Sie mich dann letzten Mittwoch eingeladen, wiederzukommen?“ fragte er ſanft; hätte er ſich nicht zu dieſer Sanftmut gezwungen, ſo wäre er ſehr heftig geworden. Und er fühlte, daß das außerordentlich lächerlich geweſen wäre.

„O nein,“ ſagte ſie und begann zu lächeln, „Sie ſtören durchaus nicht. Nur meine ich, einmal in der Woche ſei es genug.“

„Und wenn es mir nicht genug iſt?“

„Warum geben Sie ſich ſo viel Mühe — laſſen Sie mich doch allein,“ ſagte ſie müde, und in ihr feines Geſicht trat ein harter, finſterer Zug.

„Weil ich Sie lieb habe. Und weil ich glaube, daß, wenn Sie nur vernünftig ſein wollten, wir einander ſehr viel ſein könnten.“

„Und wenn Sie heiraten?“

„Ach, das hat noch gute Weile. Ich denke jetzt weniger daran als je.“

Frau Gerwin blickte Althaus ſtarr an.

„Gut — wenn Sie wollen, dann ſei es,“ ſagte ſie langſam.

„Es wäre doch besser, wir machten ein Ende und sähen uns nie wieder," fügte sie in ihren alten, weichen, schwermütigen Tönen hinzu. „Es wäre besser!" — Sie hatte Tränen in den Augen.

Aber sie rührte ihn damit nicht, denn er ging ganz in der Freude auf, den Sieg über sie errungen zu haben. Er schüttelte ihr kräftig die Hand und setzte sich zu ihr aufs Sofa und erzählte ihr von seinen Reisen. So wie sie konnte ihm niemand zuhören.

* * *

Von der Zeit an fand Althaus bei Frau Gerwin alles, was er nur erwartet — und mehr, weit mehr — wie er es auch erwartet hatte. Die freundliche Wohnung da draußen im stillen Westen wurde in Wahrheit sein geistiges und gemütliches Heim, wohin er alles trug, was ihn bewegte, freute, kränkte, wo er für jede Stimmung das Wort oder das Schweigen, den Blick, den Händedruck, das Lachen oder den Ernst fand, dessen er gerade bedurfte.

Wieviel hatte Frau Gerwin gelernt. Er staunte oft darüber. Sie konnte gelegentlich sogar mit ihm kokettieren, in einer wunderlich kühlen, spöttischen Weise, die ihn reizte und fesselte. Übrigens wußte er schließlich nicht mehr, ob Viola ihn noch liebte; jedenfalls verstand sie ihre Gefühle sehr gut zu verbergen, und oft, wenn er anfing, von ihrer Gegenwart beunruhigt zu werden, sprach sie so lebhaft und interessant,

daß er darüber das andre vergaß. Sie machte in ihren Anſichten ſo große Sprünge, daß er Mühe hatte, ihr zu folgen, und die Leichtigkeit, mit der ſie ſich in ihrer neuen Anſchauungswelt einrichtete, nicht genug bewundern konnte. In ſentimentalen Stunden fürchtete er ſogar, daß ſie ſich zu weit voran wagen und darüber irgend etwas von der Poeſie einbüßen könne, die ihr Weſen für ihn hatte. Ja — er trauerte dann dieſem zarten Reiz ſchon als etwas Vergangenem nach.

Und dann beſaß ſie ihn doch wieder. Auch mußte er ihr für die reichere geiſtige Anregung, die von ihr ausging, wirklich dankbar ſein.

Oft fiel es ihm auf, daß ihr eigentliches Selbſt ihm fremder blieb, als in der erſten unerquicklichen Periode ihrer Freundſchaft, da Viola es nicht wagte, eine Anſicht zu äußern, aus Furcht, ihm zu mißfallen, und er in ihrem Herzen bis auf den Grund leſen konnte. Jetzt brauchte er ſich nicht mehr davor zu ſcheuen, ihr von andern Frauen und Mädchen zu erzählen. Sie fragte ihn danach und neckte ihn mit dieſem und jenem Intereſſe. Als er für längere Zeit ernſtlich gefeſſelt war, ſtellte er in ihrer Gegenwart die eingehendſten Vergleichungen über Frauenart an, ohne daß es ſie im mindeſten zu irritieren ſchien. Er fand das außerordentlich vernünftig, und es lockte ihn förmlich, ſie durch dergleichen Geſpräche auf die Probe zu ſtellen.

über seine zukünftige Frau, ihre Eigenschaften und ihr Äußeres — das gesellschaftliche Milieu, dem sie entsprungen sein müsse, ihr Verhältnis zu ihrem Manne und beider Verhältnis zu den Kindern waren sie schon längst bis auf die geringsten Kleinigkeiten einig geworden. Nur war die Betreffende bis jetzt noch nicht gefunden.

„Mir ist eins bedenklich," bemerkte Althaus einmal, „daß ich mich am Ende mit diesem reizenden Geschöpf grenzenlos langweilen werde."

„So — fürchten Sie das wirklich?" fragte Viola gleichmütig.

Wenn er sich nun doch verheiratete ... dachte sie und eine Todeskälte befiel ihr Herz, — wenn alles vergebens gewesen wäre?

— — — — — — — — — — —

Als eine Augenentzündung Bernhard längere Zeit an sein Zimmer fesselte, besuchte Frau Gerwin ihn treulich, las ihm vor, schrieb Briefe für ihn und kümmerte sich nicht im mindesten um das neugerige Gesicht seiner Hauswirtin.

Endlich ging es ihm besser, er sollte nur noch einige Tage nicht ins helle Sonnenlicht sehen. Frau Gerwin saß bei ihm und plauderte von diesem und jenem. Bernhard war still, er stützte den Kopf in die Hand. Sie glaubte, er sei müde, und hörte auf zu reden. Eine Weile blieben sie so, und in ihren Stuhl zurückgelehnt wäre Viola in der Dämmerung fast ein-

geſchlafen, als ſie plötzlich die Augen öffnete. Bernhard ſtand dicht neben ihr und ſein Kopf näherte ſich leiſe dem ihren. Sie zuckte ein wenig zurück. Ihr Herz tat einen großen erſchrockenen Schlag. Nein, nein! ſchrie es in ihr. Nicht ſo . . .

Sie erhob ſich und ſagte, ſie müſſe gehen. Althaus holte ihre Sachen und war ihr behilflich, den Mantel anzulegen. Sein Weſen dabei war ſanft wie eine Liebkoſung — wie eine Bitte. Aber in ihr war nur Kälte und Zurückſchrecken und Verachtung.

Als ſie draußen war und ſchon ein Stück weit gegangen, blieb ſie auf der Straße ſtehen und ſtarrte in die Luft. Ja liebe ich ihn denn nicht mehr? fragte ſie ſich erſtaunt. Wie das gut wäre! Vielleicht iſt es nun vorüber!

Und dann plötzlich: Wenn die Stunde endlich doch gekommen wäre —! Was wollte ich denn eigentlich all die Jahre?

— — — — — — — — — — —

Nein — nein, ſagte Althaus heftig zu ſich, das wäre zu dumm, zu kindiſch, es wäre das Ende von all dem Schönen, was mich ſo tief befriedigt! — Und heiraten? Sie iſt ja jetzt wohl fünfunddreißig Jahre. Wenn ich es nicht getan habe, als ich ſie kennen lernte, warum denn jetzt? Das wäre der Ruin meiner Zukunft — in zehn Jahren bin ich ein berühmter Mann — mit einer alten Frau . . . Gebe ich ihr denn nicht mein Beſtes — warhaftig alles

Gute was in mir ist? Sie kann schon zufrieden sein und sie ist es ja auch. Eigentlich ist unser Verhältnis das schönste, was sich denken läßt — das einzig wahre zwischen einem gebildeten Mann und einer gebildeten Frau!

* * *

Ein Vierteljahr darauf lernte Althaus im Seebade ein junges Mädchen kennen, in das er sich heftig verliebte. Sie trug offenes braunes Haar, spielte mit den anwesenden Kindern am Strande und holte mit einem reizenden Gelächter die Erwachsenen herbei, um ihre Sandbauten zu bewundern.

Sie war wirklich sehr naiv, erzählte beständig von sich und ihren kleinen Leiden und Freuden, aber so drollig, daß es eine Lust war, zuzuhören. Sehr bald war Althaus in all ihre Musikstudien und Kochversuche eingeweiht, er wußte, daß sie Küken zog und eine Ponyequipage besaß. Sie behandelte den Schriftsteller, den berühmten Mann, schon halb wie einen alten Herrn, gegen den man recht zutraulich sein kann. Eine beständige Neckerei und Schäkerei war zwischen ihnen im Gange — ein Vielliebcheneſſen und Wetten und Überraschen — Althaus amüsierte sich ungeheuer mit der Kleinen; er entdeckte Quellen von jugendlicher Heiterkeit und kindischem Lebensgenuß in sich. Das war gewiß das Richtige für ihn! Dieses unbefangene Geschöpf, das über alles lachte, was das

Daſein Rätſelhaftes und Schweres zu bieten ſchien, und das dabei doch nicht dumm war. Nicht im geringſten! Sie konnte Dinge ſagen, die ihm wie die Strophen von Volksliedern klangen. Und dann war ſie ſo geſund. Sie erzählte beſtändig von allerlei Kraftſtückchen, die ſie ausführte, und machte ſich über ihre Freundinnen luſtig, die das nicht konnten. Sie trug in der ſcharfen Seeluft nur eine ganz dünne Bluſe, deren zurückgeſchlagener Kragen ihren weißen Hals ſehen ließ, niemals eine Jacke oder ein Tuch.

Auch ihre Anſichten über Moral und dergleichen waren geſund und friſch, wenngleich etwas beſchränkt. Es war die herbe Strenge eines unverdorbenen Gemütes, mit der ſie urteilte. Althaus fand neuerdings, daß bei der Toleranz, die alles zu verſtehen ſucht, um es zu verzeihen, auch nicht viel herauskam. Im Grunde mußte man doch ſich ſelbſt viel zu verzeihen haben, um zu dieſem Standpunkt zu gelangen. Und ob es für die Erziehung von Kindern der rechte Standpunkt ſei, das war noch ſehr zu bezweifeln.

Ein ausgereifter Geiſt in einem ganz jugendfriſchen Körper — das ließ ſich doch nun mal nicht vereinigt finden. Er ſuchte ſchon zu lange danach. — Lullu hatte von all den Mädchen und Frauen, die er gern gehabt, eines voraus, und das war ihre Unſchuld. Dabei war ſie aus guter Familie — ihr Vater ein vermögender, adliger Gutsbeſitzer. Das Ländliche beſaß für den Studierſtubenmann und ſeine

müden überreizten Nerven immer etwas Anziehendes. Hier trat es ihm frisch und doch distinguiert entgegen — eine Wiesenblume aus den Gründen eines wohlgepflegten englischen Parkes.

Er entschloß sich kurz, und als er sich einmal allein mit Lullu am Strande sah, fragte er sie, ob sie seine Frau werden wolle.

Sie wurde rot, sah ihn mit einem listigen Blinzeln von der Seite an und fragte: „Nein, wirklich?"

Und dann lachte sie hell auf und rief: „Wie komisch! Wie komisch! Was wird nur Mama sagen!"

„Ja — was sagen Sie denn?" fragte Althaus.

„Ich —? Ja wollen Sie denn so ein dummes Ding?"

Als er sie an sich zog, hob sie das Köpfchen und flüsterte ihm ins Ohr: „Dein Kind und dein Weib!"

Doktor Althaus glaubte in diesem Augenblick, daß niemals, seit die Welt bestand, ein Mann so glücklich gewesen sein könne, wie er.

Er teilte Frau Gerwin seine Verlobung brieflich mit, und als er nach Berlin zurückkehrte, wollte er auch gleich zu ihr gehen. Aber er fand so vielerlei Geschäfte zu erledigen, daß er zwei Wochen nicht dazu kam. Eigentlich konnte sie von einem Bräutigam auch nicht verlangen, daß er viel Zeit zu Besuchen hatte. Als er sie darauf nicht zu Haus traf, tat ihm das leid,

obwohl er eine Stunde gewählt hatte, wo sie meist Besorgungen zu machen pflegte.

Dann kam seine Braut mit ihrer Mutter, um die Ausstattung zu besorgen. Während ihres Aufenthaltes beeilten sich alle Freunde von Doktor Althaus, das Brautpaar einzuladen. Bei einer solchen Gelegenheit traf er zum erstenmal wieder mit Frau Gerwin zusammen. Sie kam auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

„Möchten Sie glücklich werden," sagte sie ruhig und kühl. Er stellte ihr Lullu vor und sie beglückwünschte auch das junge Mädchen.

Althaus strahlte, wenn er seine Braut ansah. Von ihrer leichten Gestalt, von ihrem losen Haar, ihren lachenden Augen, ihren weißen Schultern und rosigen Armen ging förmlich ein ansteckendes Leuchten aus. Sie wurde sehr gefeiert. Althaus verglich mit einer hohen Befriedigung sein „Kindchen", wie er sie nannte, mit Frau Gerwin, die bei einigen Damen in einer Ecke des Saales saß und matt, alt, ja sogar krank aussah. Das Mitleid ergriff ihn. Er hätte gern etwas für sie getan, ihr irgend eine Freude gemacht. Während Lullu mit einem seiner Freunde tanzte, ging er zu ihr und sprach von seinem Glück, denn wovon hätte er sonst sprechen sollen? Viola hörte ihm geduldig zu. Er fand es sehr liebenswürdig, daß sie nicht schalt, weil er so lange nicht gekommen

war. „Aber ich bringe Ihnen meine Braut," versprach er. „Sie werden sie lieb gewinnen!"

Dazu kam es doch nicht. Man hatte immer so viel zu tun, und schließlich vergaß Althaus auch in dem Trubel sein Versprechen.

* * *

Althaus ging mit seiner jungen Frau nach Italien. Sie machten dort alles ganz anders, wie andre Hochzeitsreisende — viel klüger und origineller. Kein Museum, keine Kirche wurde von ihnen angesehen, die klassische Kunst störte sie durchaus nicht in ihrem Vergnügen. In Venedig lernte Lullu von einem Gondolier, auf den Althaus beinahe eifersüchtig geworden wäre, Ritornelle singen. In Rom fuhren sie zu der Villa des Hadrian hinaus und pflückten Veilchen. In Neapel kaufte Lullu sich einen italienischen Anzug und Korallennadeln und einen Schildpattkamm. Italien gefiel ihr außerordentlich! Sie war sehr zärtlich, sehr anschmiegend, sehr unselbständig, sehr neckisch und lustig — ganz wie eine junge Frau in den Flitterwochen sein soll. Fand sie Althaus einmal müde, zerstreut und verdrießlich, so wußte sie schon wieder Leben in ihn zu bringen — und schließlich war es immer ein Rausch von Küssen und Lachen und Herumtollen.

Aber in der letzten Zeit sagte er bisweilen, er freue sich auf Berlin und auf seine Arbeit und es sei

ganz gut, wenn dieſer Unſinn ein Ende nehme. Er litt viel an Kopfweh, das er ſeiner Frau zu verbergen ſuchte. Und er begann die Überſättigung zu fürchten — die Perioden ſtumpfer, dumpfer Gleichgültigkeit gegen alles ihn Umgebende, am meiſten gegen das Schöne und die Freude, Perioden, über die ihm nur ſtrenge Arbeit und ernſtes Denken hinweghalfen.

Mit einer Art von ängſtlicher Haſt beſchleunigte er die Rückreiſe. Mein Gott — er konnte, nun er eine Frau hatte, dieſer doch nicht zeigen, daß er ſie gern für ein paar Monate wieder los geworden wäre! Man mußte ſich eben einrichten, ſo gut es gehen wollte. Wenn er in Berlin in ſein Redaktionsbureau ging, ſo merkte ſie am Ende gar nichts von ſeinem jämmerlichen blaſierten Zuſtande.

Während er ſich ſo vor der Zukunft fürchtete, begann ihn Lullus fortdauernde Heiterkeit zu ärgern. Das hatte er ſchon heraus: ſie war oft beleidigt, verſtimmt oder auch einfach ruhig. Aber dann lachte ſie doch und machte Witzchen und Scherze. Sie hatte ſich das bei ihrem Vater angewöhnt, und ihre Mutter hatte ihr immer geſagt, damit entzücke ſie die Männer. Althaus konnte jetzt ſchon recht gut unterſcheiden — was der alte Gutsbeſitzer niemals gelernt hatte — wann Lullus Luſtigkeit von Herzen kam und wann ſie Manier war. Und dann übte ſie auf ihn keine Wirkung mehr.

Glücklicherweiſe hatte die Schwiegermama ihre

Wohnung, um sie behaglicher einrichten zu können, vom ersten Januar ab gemietet, und so konnten sie denn schon im März nach Berlin kommen.

Althaus hatte einen neuen Roman im Kopf, der etwas Rechtes werden sollte. Jedes neue Werk schien ihm immer das einzig Wahre, sein Lebenswerk zu sein, von den früheren hielt er nicht so viel.

Lullu kannte seine Bücher natürlich, aber er sprach nicht gern mit ihr darüber. Sie sagte dann doch recht triviale Sachen und in einem so selbstgefälligen Ton. Sie hatte irgendwo gelesen, die Frau eines Dichters müsse ihren Gatten durch ihren Einfluß vor dem Rohen und Gemeinen in der Kunst behüten. Das fand sie eine sehr ideale Lebensaufgabe. Nur gingen Bernhards und ihre Anschauungen über das Rohe und Gemeine sehr weit auseinander. Was sie so nannte, erklärte Althaus für kraftvoll und männlich, und was sie als poetisch und schön bewunderte, bezeichnete er als widerwärtigen Quark.

Er erzählte ihr seine Idee, sie redete eifrig hinein und begeisterte sich für die Aussicht mit ihm zu arbeiten. Mit der Unbefangenheit, die er bisher so sehr an ihr geliebt hatte, machte sie ihm Vorschläge zu allerlei Änderungen seines Planes nach ihrem Sinne. Er lachte sie aus, und da zeigte sie eine überraschende Eitelkeit, indem sie durchblicken ließ, sie habe als Backfisch auch gedichtet und sei doch

am Ende gar nicht so unbegabt, wie er zu denken scheine.

Das war also nichts. — Althaus sagte sich, daß er sie durchaus fern von seiner Arbeit halten müsse; sie hatte ihm schon die ganze Stimmung verdorben.

Aber das war schwerer als er glaubte. Wenn er sich des Abends in sein Zimmer zurückgezogen hatte, tauchte alle fünf Minuten ihr braunes Köpfchen zwischen den Portierenfalten auf, sie huschte zu ihm und fragte: „Ist mein Schatz auch fleißig? Laß einmal sehen, was du geschrieben hast!“

Schließlich wies er sie ernstlich hinaus. Dann hörte er nebenan ihr klägliches Weinen. Das ging doch nicht.

Er machte ihr Vorstellungen. Da sah sie ihn mit ihren tränenfeuchten Schelmenaugen sehr lieblich an und zog ein Mäulchen wie ein süßes, gescholtenes Kind und sagte: „Wenn du den ganzen Abend arbeitest, habe ich ja gar keinen Mann.“

Diese Scenen wiederholten sich täglich. Einmal sagte sie, sie wolle zu Bett gehen, kam aber in ihrem kurzen, rosenroten Flanellunterröckchen wieder hereingehüpft, Bernhard gute Nacht zu wünschen, und tändelte so allerliebst um ihn herum, imitierte die Pas einer Ballettänzerin, die sie zusammen gesehen hatten, und war dabei so verführerisch schön, daß er

die Feder hinwarf, sie auf seine Knie zog und weiter nichts dachte und wollte, als sie bei sich haben. Da blinzelte sie ihn listig von der Seite an und lachte: „Hab' ich's doch erreicht."

Lullus Wort und Blick wollten ihm nicht wieder aus dem Sinn. War sie denn wirklich so kindlich und unschuldig, wie sie erschien? — Ein großer Ekel an sich selbst überkam ihn.

* * *

Als Althaus am Nachmittag des folgenden Tages, aus dem Redakationsbureau heimkehrend, eine Weile in Gedanken versunken gegangen war, blieb er plötzlich stehen, blickte um sich und lachte dabei vor sich hin. Aus alter Gewohnheit hatte er den Weg zu Frau Gerwins Wohnung eingeschlagen.

Ein großes Verlangen nach ihr, nach einem vernünftigen Gespräch mit ihr quoll unbezwinglich in ihm auf und erfüllte sein ganzes Herz mit einer innigen Erwartungsfreude. Die hatte er immer empfunden, wenn er nach einem stürmischen und gewöhnlich häßlich endenden Verliebtheitsschauer zu ihr zurückkehrte und sich in dem stillen Glanze ihres klugen Lächelns wieder reinbadete.

Er hatte ihr so viel zu sagen — unendlich viel. Sie wußte ja noch nichts von seinem neuen Roman, dessen Grundidee gewiß ihren Beifall finden würde! Und dann war da von seiner Reise ein Abend, an

dem er sich von Neapel aus allein hatte auf den Golf hinausrudern lassen . . . In den Gedankenträumen, die ihm über dem eintönigen Wogengeplätscher und unter der purpurblauen Nachtdämmerung kamen, war vieles, was in ihm wogte und nach Klarheit verlangte, und von dem er wußte, daß es auch sie schmerzlich bewegte, gefestigt und gestaltet worden. Daran mußte er sie doch teilnehmen lassen.

Er ging immer schneller und schwenkte den Stock in der Hand.

Er stand schon vor dem ihm so gut bekannten Hause, als er zögerte, hineinzugehen. Eine Scham befiel ihn, als habe er dort drinnen über Lullu klagen wollen — als sei er auf dem Wege zu einem unerlaubten Vergnügen. Eine Art von Ehemannsehre regte sich in ihm und ließ ihn langsam umkehren.

Ja, ja, die Ehe —, dachte er, welch ein sonderbares, mystisches und eigentümliches Verhältnis zwischen zwei Menschen . . .

Er hatte so übermäßig viel über dieses Sphinxrätsel nachgegrübelt. Er hatte die Sache beobachtet, wo sich nur Gelegenheit dazu fand, und hatte mit den gescheitesten Leuten stundenlang darüber geredet. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen, dahinter zu kommen, welche Elemente zusammengefügt werden müssen, um eine glückliche Ehe zu geben. Die Quintessenz seiner Überlegungen hatte er ernstlich geprüft, ehe er Lullu

wählte. War ſie denn nun das Weib, das er brauchte? Und war er der Mann, der ſie glücklich machen würde? —

Noch konnte man das Gegenteil nicht behaupten. Sie ſtand in ihrer erſten Kriſis. Nach den Zeugniſſen aller Erfahrenen ſollten bei einem guten Ehebunde ſehr vielerlei Kriſen von größerer und geringerer Gefahr zu überſtehen ſein, ehe man ſich gerettet fühlen durfte. Lullu war ein Kind, das erzogen werden mußte. Hatte ſich Viola nicht auch erſt durch Jahre geduldiger Arbeit an ſich ſelbſt zu dem erzogen, was ſie geworden war — zu der Freundin und Vertrauten ſeines beſten Ich? Lullu mußte eben lernen, nicht nur ſeine Frau, ſondern auch ſeine Freundin zu werden, um ihm jene zu erſetzen.

Warum hatte er Frau Gerwin nicht längſt mit ſeinem lieben Kinde zuſammen aufgeſucht?

Er kam ganz vergnügt nach Haus, hörte Lullus Bericht über die Schandtaten ihres Dienſtmädchens, über ihre Pläne zu neuen Sommerkleidern und über die Liebesgeſchichte einer Bekannten lächelnd an und ſagte darauf: „Du, Herzchen, ſei morgen, wenn ich um zwölf aus dem Bureau komme, fertig angezogen. Ich möchte einen notwendigen Beſuch mit dir machen.“

„Wo denn?“ fragte ſie neugierig.

„Bei Frau Gerwin. Ich glaube, ich habe ſchon öfter von ihr geſprochen . . .“

„Das glaube ich auch! Du — zu der gehe ich nicht!“

„Lullu, sei nicht kindisch. Ich versprach schon, als wir noch verlobt waren, dich ihr zu bringen.“

„Ich gehe nicht zu Frau Gerwin. Unter keinen Umständen.“

„Ich begreife nicht . . .“

„Ich begreife nicht, wie du mir das zumuten kannst!“

„Hat dich jemand gegen Frau Gerwin eingenommen? Bitte, sage mir die Wahrheit!“

Lullu lehnte sich im Sofa, auf dem sie beide saßen, zurück, und blickte in die Luft.

„Sie ist eine Emanzipierte.“

„Was verstehst du darunter?“

„Eben das, was Frau Gerwin ist.“

„Du kennst sie ja gar nicht.“

„Ich weiß genug von ihr. Mit solcher Person willst du deine Frau verkehren lassen? Ihr Männer seid doch manchmal köstlich!“

Die runden, jungen Schultern zuckten verächtlich, der kleine, junge, süße Mund lachte verächtlich, die Füßchen trippelten mit ihren spitzen Schuhchen ungeduldig auf dem Teppich einen verächtlichen Takt.

Bernhard stand auf. „Du befindest dich völlig im Irrtum, liebe Lullu,“ sagte er ernsthaft. „Du tust Frau Gerwin großes Unrecht. Sie ist keine

Frau, die man nach einem gewöhnlichen Maßstab messen darf."

„Daß du sie verteidigst, finde ich ja ganz großmütig. Aber daß ich anders über sie urteile, als du, das kannst du mir doch nicht verdenken!"

„Du hast überhaupt kein Recht über sie zu urteilen, so lange du sie nicht kennst! Es ist sehr gut, daß wir einmal auf Frau Gerwin zu reden kommen. Ich sehe, daß du dir da ganz falsche Begriffe in deinem kleinen Köpfchen zurecht gemacht hast."

„War sie denn nicht deine Freundin? Hast du mir das nicht selbst gesagt?"

„Ja gewiß. Aber das muß ich dir nun erklären."

„Das brauchst du gar nicht. So dumm, wie du manchmal denkst, bin ich nun doch nicht mehr. Mama sagt auch immer, eine junge Witwe, die mit einem jungen Manne eine sogenannte Freundschaft unterhält, hat immer was Bedenkliches."

Bernhard drehte nervös an seinen Bartspitzen. Wenn Lullu derartige aufgeschnappte Allerweltsweisheitsphrasen zum besten gab, war sie ihm unerträglich. Er bemerkte mit Schrecken, daß sie sich seit einiger Zeit mehr und mehr darin gefiel. Sie glaubte, ihm damit zu imponieren. Sie spielte dann die tugendhafte deutsche Frau — noch etwas ungeschickt, weil es ein anderes Rollenfach war, als das ihr ge-

wohnte. Bernhard aber fragte sich verzweifelt, ob sie denn am Ende immer nur gespielt habe und was eigentlich das Echte und ihr Eigene sei?

„Lullu," sagte er, und seine Stimme nahm schon einen matten, hoffnungslosen Ton an, „du wirst mir, deinem Manne doch glauben! Ich sage dir jetzt, daß ich Frau Gerwin von allen Frauen, die ich im Leben kennen gelernt habe, am meisten verehre und hochschätze. Hast du mich verstanden?"

Um ihren Mund zitterte kommendes Weinen. Sie sah ihn mit großen, bösen Augen an.

„Warum hast du denn mich geheiratet und nicht Frau Gerwin?"

Diese Frage verblüffte ihn und traf ihn irgendwo in seinem Herzen sehr schmerzlich, trotzdem er sich gleich sagte, er hätte sie erwarten müssen.

„Daraus siehst du eben, daß ich dich wohl doch noch lieber habe, als Frau Gerwin," sagte er, und es sollte herzlich klingen. Aber es fiel ihm nicht ein, dabei ihre Hand zu nehmen oder ihr das Haar zu streicheln, wie er es sonst gern tat.

Sie schlang leidenschaftlich die Arme um seinen Hals und hing an ihm und flüsterte: „Ist das auch wahr? Ist das auch wirklich wahr? Hast du mich auch über alles auf der Welt lieb?"

„Ja, Kind," sagte er leise, und in seine Augen kamen nicht Tränen, aber eine unendliche Traurigkeit, denn er mußte an die tiefe, treue Liebe denken, die

ihm Viola so viele Jahre still geopfert hatte. Und er konnte Lullu in diesem Augenblick nicht küssen, er konnte nicht. Eine Angst schnürte ihm die Kehle zu — wie hatte denn Viola das getragen, daß er sie verließ, und warum hatte er es tun müssen?

Er ging von seiner Frau fort, öffnete die Balkontür und trat hinaus. Ihn verlangte nach Luft, nach Freiheit, nach Erlösung von dieser Qual. Wenn sie mir doch nicht folgte, wenn sie mich doch allein ließe, dachte er mit einem wahren Grauen vor Lullus Gegenwart.

„Du, Männchen," rief's gleich darauf hell und lustig aus dem Zimmer, ihm war, als höre er das Gebimmel einer silberner Schelle, „wollen wir nicht morgen mal im Restaurant essen? was? Austern? Bitte, bitte! Und eine Flasche Champagner? Eine ganz kleine? Ich möchte so gern!"

Sie will ihren Triumph genießen, dachte er bitter und feindselig.

Im Grunde lag ihm nichts mehr an dem Besuch bei Viola, ja es widerstand ihm schon, die beiden Frauen zusammenzubringen. Aber doch sagte er hart und bestimmt: „Wenn du mit mir bei Frau Gerwin gewesen bist, können wir in ein Restaurant gehen."

Lullu wurde plötzlich ganz weiß, sie bekam förmlich gelbliche Flecken um Nase und Mundwinkel. „Ich will nicht," schrie sie gell auf. „Hörst du denn

nicht, daß ich nicht will! Ich besuche deine früheren Flammen nicht!“

„Aber ich sagte dir doch eben . . .“ begann Bernhard entsetzt.

„Das ist mir ganz gleichgültig,“ schluchzte Lullu, „du hast ihr doch die Cour gemacht!“

„Kannst du dir denn gar keine Beziehung zwischen Mann und Weib ohne Courmachen denken?“

„Nein — was sollt ihr denn sonst miteinander geredet haben?“

„Deine Worte zeugen von einer sehr niedrigen Auffassung, Lullu. So erbärmlich kannst du doch nicht denken!“

„Ich denke, wie meine Mutter denkt,“ sagte Lullu, und ihre Züge zeigten einen harten Trotz. „Kannst du behaupten, daß du Frau Gerwin niemals geliebt hast?“

„In deinem Sinne nur ganz kurze Zeit,“ sagte Bernhard. Es wäre ihm in diesem Augenblick unmöglich gewesen, sich durch Ausflüchte zu retten. „Später bestand unsere Freundschaft in einem reinen und befriedigenden Austausch geistiger Interessen. Siehst du, das sollte doch auch das Ziel sein, dem wir in unsrer Ehe entgegenstreben wollen.“

„Du läßt mich ja gar nicht mit dir arbeiten! Du schließest mich ja von allem aus. Du hast mir

ja gesagt, daß ich zu dumm dazu bin, daß ich niedrige Anschauungen habe."

„Du kannst doch innerlich wachsen und reifen!"

„Das will ich gar nicht," antwortete Lullu, und nun keifte sie förmlich. „Wenn ich dir nicht recht bin, wie ich bin, so gehe nur wieder zu deiner Frau Gerwin! Ich halte dich nicht. Meine Eltern werden mich schon aufnehmen, wenn ich zu ihnen komme!"

„Jetzt redest du Unsinn, liebe Lullu."

„Ich will auch Unsinn reden," schrie sie außer sich und warf sich auf die Chaiselongue.

„Beruhige dich! Du bist abscheulich in diesem Wutzustande."

„Ich will auch! Ich will auch!" schrie sie ganz zusammenhanglos.

„Geh' zu deinen Eltern, in Gottes Namen!" sagte Althaus und verließ das Zimmer.

„Sie muß fort, sie muß fort," murmelte er vor sich hin, „ich ertrage das nicht. Also das ist ihr Echtes! Das ist ihr Eigenes!"

Er stand in der Schlafstube am Fenster, sah in den engen Lichthof der Berliner Wohnung hinunter, und so kam ihm auch die Aussicht in die Zukunft vor — so vermauert, so eng und grau bei aller bürgerlichen Reinlichkeit.

Die junge Frau wankte herein, wusch sich

das verweinte Geſicht und kämmte die verwüſteten Haare.

„Wie kannſt du mich nur ſo kränken, in meinem Zuſtande,“ fragte ſie zwiſchen ihrer Beſchäftigung.

Bernhard wendete den Kopf und ſah ſie an. Er hatte eben die Möglichkeit einer Scheidung überlegt. Er hatte nicht daran gedacht, daß ſie ein Kind haben würden. Ein Kind, das dieſe Frau mit dieſen kleinen, gemeinen Anſchauungen erziehen ſollte! — Nein, das ging nicht. Er mußte bei ihr bleiben und den Kampf mit ihr aufnehmen! Den Kampf? — Den erbärmlichen, endloſen Streit über hunderttauſend winzige Dinge . . .

„Ich glaube, wenn wir uns gegenſeitig ſo reizen, iſt es das Beſte, du beſuchſt deine Eltern für ein paar Wochen,“ begann er gleichgültig. „Vielleicht macht mich auch meine Arbeit nervös — ich weiß nicht. Solche Scenen dürfen zwiſchen uns nicht wieder vorkommen.“

Lullu hätte es lieber geſehen, wenn Bernhard ſie um Verzeihung gebeten und zur Entſchädigung für die erlittene Unbill verwöhnt und verhätſchelt hätte. Als er das nicht tat, beſchloß ſie, ihn zu ſtrafen und wirklich abzureiſen. Sie meldete ihren Eltern ihre Ankunft und packte noch denſelben Abend ihre Sachen. Sie war feſt überzeugt, Bernhard werde ihr mit dem nächſten Zuge nachfolgen. Natürlich würde ſie ihren Eltern nichts von dem Zwiſt mit ihrem

Manne ſagen, ſondern tun, als habe die Sehnſucht ſie zu ihnen getrieben.

Als die Droſchke vor der Tür ſtand, wurde ſie ängſtlich. Bernhard war ſchweigſam und ſah ſehr elend aus. Während er ihren Regenmantel in einen Riemen ſchnürte, ſagte ſie obenhin: „Holſt du mich vielleicht ab?“

„Ich denke wohl!“

„Nicht wahr, man zankt ſich doch mal, und dann iſt alles wieder gut?“

Er ſeufzte, und als ſie ihm ihr Köpfchen entgegenhielt, küßte er ſie über dem Schleier flüchtig auf die Stirn.

„Sieh nicht ſo kläglich aus! Ich hätte doch viel mehr Grund, böſe zu ſein! Wer weiß,“ fügte ſie ſpieleriſch hinzu und drohte ihm mit dem Finger, „ob du ſchlechter Kerl nicht Frau Gerwin doch beſuchſt!“

„Das werde ich allerdings tun,“ ſagte er kurz und kalt. „Ich habe nicht die Abſicht, um deiner Launen willen meinen liebſten Umgang aufzugeben.“

„Bernhard — das ſagſt du doch nicht im Ernſt? Dann reiſe ich lieber nicht fort!“

„Tue, was dir beliebt. Nur lerne dich darein fügen, daß du deinem Manne eine gute Hausfrau, eine treue Gefährtin — kurz, ſehr viel — aber doch nicht alles ſein kannſt.“

Die Köchin und der Portier trugen Lullus

Koffer herunter. Bernhard nahm das Plaidpacket und ihren Schirm, so schritten sie miteinander die Treppen hinab und fuhren nach dem Bahnhof. Er machte unterwegs ein paar Bemerkungen über die Züge und trug ihr Grüße an die Eltern auf.

Sie antwortete nicht. Als er sie ins Coupé hob, flüsterte er ihr zu: „Sei doch vernünftig, Lullu!"

„Wenn du glaubst, daß ich dir das je verzeihe —!" raunte sie ihm entgegen, lehnte sich zurück und zog die Gardine vor das Fensterchen. Er schloß die Tür und wandte sich zum Gehen.

Nein — ihre Art verzeiht nie. — Warum sollte sie mir denn verzeihen — ich kann ihr doch auch nicht vergeben, daß ich mich in ihr getäuscht habe und mir mein Leben verdorben, sagte sich Bernhard.

Als er vor der Halle stand, winkte er einer Droschke. „Nettelbeckstraße 5," rief er dem Kutscher zu.

Seine Gedanken gingen auf dem langen Wege nach dem äußersten Westen die weite Strecke zurück, die zwischen heut und der ersten Zeit von Violas Bekanntschaft lag. Er hatte seine Empfindungen von damals längst vergessen. Erst Lullus kindische Fragen hatten sie wieder aufgerührt. Ja — er hatte doch Viola einmal beinahe wirklich geliebt — —.

Lebhaft stand plötzlich wieder der Tag vor ihm, an dem er nicht zu ihr kommen sollte, weil sie ihre Wohnung in Ordnung brachte, und an dem er im

Café Bauer eine Probiermamſell aus einem Mantelgeſchäft kennen lernte, mit der er aus Langeweile eine Partie nach dem Spreewald unternahm.

Infolgedeſſen hatte er eingeſehen, daß ſein Gefühl für Viola doch nicht die heilige, wahre, eine, unteilbare Liebe ſein könne — ſonſt hätte ſie ihn doch ſicherlich vor einem ſo banalen Vergnügen geſchützt.

Wie war es nur geweſen . . .?

Er war dann in ſehr ſchlechter Laune, zürnte Viola, weil ſie ihn nicht ſtärker gefeſſelt hatte und weil die hohe, edle, entſagende Neigung ſo ſchnell ihr Ende erreicht hatte. Er ſagte ſich übrigens zugleich, daß eine hoffnungsloſe Leidenſchaft ein recht unnötiger Kräfteverbrauch ſei, erinnerte ſich einer Jugendliebe, die ihn doch weit intenſiver als die zu Frau Gerwin erſchüttert habe — und fand ſchließlich, wie jeder Menſch in jeder Schwierigkeit, Troſt und Ruhe in einem Vergleich. Den hatte er nun, Lebenskünſtler wie er war, zur Vollendung auszubilden verſucht.

Wäre er hier ſtehen geblieben —. Wäre er doch!

Aber was war denn im Grunde verloren? Kaltes Blut und den Kopf oben. Über das Kind war wohl Meiſter zu werden — und Viola war doch noch da — blieb doch, was ſie ihm immer geweſen.

Es war ja alles gar nicht so schlimm, wie er in diesen letzten Tagen und Nächten gefürchtet hatte.

Doktor Althaus stieg mit etwas leichterem Herzen die Treppen zur Wohnung seiner Freundin hinauf und klingelte. Erstaunt stand er, während man ihn meldete, in der Tür und blickte auf einige große mit Heu gefüllte Kisten, welche im Flur den Durchgang hemmten.

Er wurde in den kleinen Salon geführt, wo Viola ihn hundertmal empfangen hatte. Nur die Möbel standen noch hier, aus den kahlen Fenstern quoll ein helles, nüchternes Licht herein — Bilder und Nippsachen mußten schon in den großen Kisten auf dem Flur verschwunden sein und die schönen Blattgewächse standen, in Körbe verpackt, auf der Erde.

„Was bedeutet denn das?“ rief Althaus Frau Gerwin entgegen, als sie nach einigen Minuten eintrat; sie hatte ihre Wirtschaftsschürze und das weiße Tuch, welches sie zum Schutz gegen den Staub um das Haar geknüpft hatte, abgenommen, ehe sie kam.

„Das bedeutet, daß in zwei Tagen der Möbelwagen hier sein wird, um meine Sachen nach München zu schaffen.“

„Sie wollen Berlin verlassen?“ Althaus brachte diese Phrase nur mühsam und kleinlaut hervor.

„Warum soll ich es nicht einmal mit einem andern Wohnort versuchen?“ sagte Frau Gerwin

in höflichem Konverſationston. „München liegt dem Gebirge ſo nah — auch der Schweiz und Italien. Vielleicht gehe ich ſpäter dorthin. Die Welt iſt ja ſo weit!“

Sie ließ ſich, während ſie ſprach, auf der Chaiſelongue nieder und deutete für Althaus auf einen Stuhl ſich gegenüber. Sie blickte dabei über ihn hinaus oder an ihm vorüber.

Er ſetzte ſich nicht. Das Bewußtſein, daß dieſe Räume, wo er ſo viel ſtilles Glück und Behagen genoſſen, zerſtört und von Fremden bewohnt werden ſollten, daß er Viola hier nicht wieder finden werde, erfaßte ihn mit grauſamem Schmerz, er hätte weinen mögen wie ein kleines Kind.

„Iſt es unwiderruflich beſchloſſen?“ fragte er. „Warum hat man gar nichts von Ihrer Abſicht gehört?“

Es fiel ihm ein, ſie habe ja durchaus keine Verpflichtung, ihm, der ſich ein halbes Jahr nicht um ſie gekümmert, von ihren Plänen Mitteilung zu machen. Er ſprach ja lauter dummes Zeug.

„Glauben Sie denn, daß man Sie ſo ohne weiteres entbehren kann?“ murmelte er. „Ich bin erſt kürzlich von meiner Hochzeitsreiſe zurückgekehrt. Meine Frau — wir wollten Ihnen längſt unſern Beſuch machen. Lullu iſt augenblicklich verreiſt . . .“

— — — — — — — — — — —

„Läßt ſich denn nichts mehr ändern?“ fragte er mit einemmal laut und ſchnell.

„Das iſt wohl nicht möglich,“ antwortete Frau Gerwin matt.

„Ich mache mir Vorwürfe,“ ſagte Althaus. „Ich hätte eher — ich dachte, Sie ſollten nun bei uns die Heimat finden, die ich ſo lange bei Ihnen gefunden habe.“

Viola ſchüttelte den Kopf. „Sie brauchen mich doch nicht mehr.“

Er ſah ſie aufmerkſam an. Ihr geiſtreiches, belebtes Geſicht war zuſammengefallen und ſchlaff geworden. Ihre Augen waren trübe und blickten ins Ungewiſſe, ins Ferne, wie die einer Sterbenden. Er hatte dieſen ſtumpfen, gleichgültigen Blick, dieſe von einem fortwährenden Schmerz nach innen gezogenen Lippen einmal bei einer Witwe geſehen, die am Sarge ihres Gatten ſtand.

Der Mut ſank ihm plötzlich — warum war er hierher gekommen, um ſie zu quälen?

„Viola — ich bin nicht glücklich,“ ſagte er leiſe.

Sie machte eine horchende Bewegung.

„Ah — Sie haben ſich mit Ihrer Frau gezankt?“ ſagte ſie ironiſch.

Er antwortete nicht.

„Schon jetzt?“ fragte ſie.

„Schon jetzt. — Sie haben ſchuld, Viola. Sie haben mir zu viel gegeben.“

„Ja! Ich wußte es — und ich wollte es!“

Sie war aufgeſtanden und atmete tief auf, wie man es tut, wenn man ein langes Werk beendet hat.

„Sie wollten das, Viola, daß ich unglücklich werden ſollte?“

„Daß Sie in jeder Ehe kein Genügen finden würden —. Ja, das wußte ich und das wollte ich! Das hat mich oft getröſtet.“

Sie ſahen ſich Auge in Auge, in den ihren war das Leben wieder erwacht, und er ſah darin eine ſtille, tiefe Feindſchaft.

Frau Gerwin ging leiſe an ihm vorüber.

Er ſtarrte vor ſich nieder und ſuchte und ſuchte nach einem Wort — nach irgend etwas, womit er alles, was war, verändern könne — womit er Lulu zurückzurufen und Viola zu halten vermöchte. Er fand es nicht.

Und als er aufblickte, ſtand er in dem kahlen, von allen lieben Andenken und Zieraten entblößten Zimmer — allein.

Im Sonnenland

Novelle

„Goldfruchtdüfte der Levante-
Wehen ſchon ins Schiff herein,
Und aus Nebeln dämmert Zante
Ferne her im Roſenſchein."
(Geibel.)

Alexandrien, den 10. Februar.

Ich bin im Sonnenland!

Fahre wohl, du graues Examenelend — fahret wohl, ihr Grammatiken, ihr Geſchichtswerke, ihr Rechenbücher —! Der Seewind hat mir ein gutes Teil von eurer Weisheit ſchon wieder aus dem Kopf herausgeblaſen. Aber auf die Weisheit kommt es ja auch gar nicht an, — ſondern auf das Zeugnis! Und das habe ich! Gott und allen Profeſſoren ſei Dank! Ich bin eine vom Staat geprüfte und anerkannte deutſche Lehrerin.

Meine Augen brennen nicht mehr ſo unerträglich. Des Nachts wache ich freilich noch oft entſetzt aus dem Schlafe auf und mache die gewohnheitsmäßige Bewegung nach dem Tiſch am Bett, um Licht anzuzünden und zum Buche zu greifen.

Aber am Tage — da umgibt mich das reiche, goldene Licht, und das ſtrahlt und leuchtet und flimmert auf dem blauen Meer und den weißen

Wellenköpfen. Da umschmeichelt mich ein seidenes Lüftchen, wie Heine sagt. Ach, Heine möge zum Kuckuck fahren samt der ganzen deutschen Literatur. Wie viel lustiger sind arabische Eselbuben und italienische Zuckerwerkverkäufer und ägyptische Kamele!

O, das tolle, wunderliche, verrückte, herrliche Leben um mich her! — —

Herr Validoles und seine Töchter holten mich vom Schiff. Er ist ein citronengelbes, bewegliches Männchen, dessen Haar und Schnurrbart aussieht, als sei beides künstlich pechschwarz gefärbt.

Wir fuhren in einer wundervollen Equipage, die aber nur ein Mietwagen gewesen sein soll, zu seinem Hause.

Unterwegs sprachen alle drei unaufhörlich auf mich ein. In dieser Schnelligkeit war mir die französische Sprache denn doch noch nicht vor die Ohren gekommen. Außerdem war ich so zerstreut, daß ich nicht die Hälfte von dem verstand, was sie sprachen. Ein paarmal mußte ich laut auflachen über die fremdartigen Menschen und ihr ungeniertes Gebahren, über Scenen, die man auf der Straße sah, aber nicht niederschreiben darf, wenn man ein wohlerzogenes junges Mädchen sein will. Es war recht unpassend von mir, daß ich lachte.

Meine Schülerinnen sind — zu meinem Schrecken — schon vollendete Damen, von einer er-

ſtaunlichen Körperfülle. Nun — ſeit ich ihr Frühſtück geſehen habe, wundert mich das letztere nicht mehr.

Melpomene verzehrte zwei Beefſteaks und ſechs Eier auf einmal — wollte ſagen, zu einer Mahlzeit. Ach, mein Stil! Aber was kommt darauf an! Ich glaube, daß ich mein ſchwer errungenes Wiſſen hier werde ſo ziemlich für mich behalten können. Ich ſoll den Damen nur etwas Deutſch und franzöſiſche Grammatik lehren. Unter ſich reden ſie griechiſch.

Ich bewohne ein großes Zimmer, welches offenbar für mich vollſtändig neu eingerichtet iſt; wenigſtens klebt die Politur der Möbel noch ein wenig. Gardinen ſind nicht vor den Fenſtern. Aber dafür ſchlafe ich in einem Himmelbett mit den duftigſten weißen Vorhängen und himmelblauſeidenen Decken.

Durch die Fenſter ſehe ich auf einen Palmenhain! — Ich glückſeliges Geſchöpf!

Den 11. Februar.

Keine beſonders gute Nacht. Nun — von dem Ungeziefer des Südens lernt man ja ſchon in der Schule. Es iſt alſo hiſtoriſch. Aber daß es auch ſalonfähig iſt in einem Hauſe mit weißen Marmortreppen, hätte ich doch nicht gedacht!

Welcher Nationalität die Mutter meiner Zöglinge angehört, iſt mir noch unklar. Sie ſaß, als die Töchter mich zu ihr führten, mit untergeſchlagenen

Beinen auf einem gelbseidenen, niedrigen Diwan und hatte einen langen Schlauch im Munde, der in einem auf dem Boden stehenden Glasgefäß endigte. Man sagte mir später, dies sei eine Wasserpfeife.

Frau Validoles ist womöglich noch stärker als ihre Töchter und scheint von derselben freundlichen Gemütsart.

Sie klopfte mir die Wangen und untersuchte die Berlockes an meiner Uhrkette, wobei sie vor Vergnügen lachte wie ein kleines Kind. Da sie keine europäische Sprache zu verstehen schien, konnte ich ihr meine Achtung und sie mir ihr Wohlwollen nur durch Zeichen ausdrücken.

Wenn unsere Institutsvorsteherin wüßte, daß ich bei einer Dame in apfelgrünen Atlashosen in Stellung bin!

Um ihre Töchter scheint sie sich nicht viel zu kümmern.

Ich lebe mit Aglaia und Melpomene ganz abgesondert in drei großen, spärlich möblierten Zimmern, deren Steinfußböden mit Strohmatten bedeckt sind. Nur beim Diner um sieben Uhr sind wir mit den Eltern zusammen.

Madame Validoles verschmäht beim Speisen die Hilfe von Messer und Gabel und bedient sich gern der Finger. Sie erntet dafür vorwurfsvolle Blicke von ihren Töchtern ein, doch erklärte sie mir, ihren

Mann als Dolmetſcher benutzend, ſie ſei keine Modedame und verachte dieſe neuen Einrichtungen.

Ich habe mal von einem chineſiſchen Küchenzettel geleſen, der mir Grauen genug eingeflößt hat. Das Diner in der Familie Validoles einzunehmen, iſt auch eine Charakterprüfung!

Kein Wunder, daß Melpomene ſich an das Frühſtück hält. Ich werde es ihr nachmachen.

Der Menſch weiß doch gern, was er ißt. Hier aber ſind die fremdartigſten Früchte und Gemüſe mit dem Fleiſch, welches man wohlweislich ſo zerkleinert hat, daß ſein Urſprung durchaus nicht mehr nachzuweiſen iſt, zu einem unbeſchreiblichen Gemiſch verarbeitet. Glaubt man eine Kirſche in den Mund zu ſtecken, ſo iſt es eine in Öl geſottene Olive, und erwartet man etwas Pikantes, ſo iſt es ein widerlicher Gallert — dazu trinkt man Waſſer mit dem Parfüm von Sandelholz, oder eine Art von kaltem, ſüßem Kamillentee. Letzteres iſt der ſo viel beſungene Sorbet!!

Der erſte Schatten in meinem Sonnenland!

Indeſſen geht es mir gut genug. Ach ja, weit beſſer, als ſich deutſche Gouvernanten in ihren kühnſten Träumen nur vorzuſtellen vermögen.

Aglaia und Melpomene ſind liebe, luſtige Mädchen, und trotz ihrer üppigen Figuren eigentlich noch Kinder. Sie ſollen auch wirklich erſt 14 und 16 Jahre zählen. Sie ſcheinen mich gern zu haben und ſind ſehr

besorgt, daß ich auch etwas von dem großen rauschenden Leben hier in Alexandrien zu sehen bekomme.

Beide versicherten mir heute, ich könne ihnen ebensogut im Wagen deutsche Vokabeln lehren, als im Zimmer, und wir müßten das Konzert am Kanal hören.

Das war eine köstliche Fahrt. Die Mädchen hatten wahrhaft blendende Toilette gemacht, wenn auch nicht so exotisch im Schnitt wie die ihrer Mama. Starrend von schwerer Seide und Samt, klirrend von goldenen Armringen, Brillanten in den Ohren, Rubinen am Halse und Smaragden vor der Brust, saß Aglaia neben mir und Melpomene in dem gleichen Staat mir gegenüber. Königliche Gestalten! Und Augen haben sie wie alte Göttinnen — wollte sagen, wie die ewig jungen Göttinnen der Alten, wie Aphrodite und Pallas.

— — In den Gärten blühten die Mandeln und die Aprikosen. Jenseits des Kanals leuchteten die goldenen Blumen auf den Baumwollenfeldern, und in den hunderttausend Equipagen, die sich auf der Straße drängten, glühten und flammten die allerschönsten Damen in den allerschönsten Kleidern — rosenrot und himmelblau und orangegelb. Zwischen dieser sinnverwirrenden Pracht hüpften die schlanken Araberkinder munter umher, wie Gott sie geschaffen, und suchten mit gellendem Geschrei ein „Backschisch"

zu erbetteln. Gewandt wie kleine Lacerten entſchlüpften ſie den Peitſchenhieben der Kutſcher.

Im Waſſer patſchten abſcheuliche, zottige Büffel, und an braune, zottige Büffel erinnerten auch die nackten Männer, die unter fürchterlichem Seufzen und Stöhnen Laſtſchiffe mit Bergen von goldenen Apfelſinen ſtromaufwärts zogen.

In einem Garten, unter ungeheuren Sykomoren, vollführte ein Trupp Neger mit roten Mützen die türkiſche Militärmuſik, einen wilden Lärm mit Becken, Pauken und Trompeten. Das Konzert bildete die Begleitung zu einem langſamen Umherwandeln der weiß und roten, ſchwarzäugigen Damen, und zu einem unaufhörlichen Gekicher und Geflüſter zwiſchen ihnen und ſehr geſchmeidigen, geckenhaften Herren.

Auch uns näherte ſich einer der jungen Männer, welche alle aus den Schaufenſtern der Friſeure auf der Place des Consuls herausgeſprungen zu ſein ſchienen. Er lächelte ſüß, verbeugte ſich mit großer Feierlichkeit, auch Aglaia lächelte und ſtellte ihn mir als ihren Bräutigam vor. Melpomene wollte ſich totlachen über mein verdutztes Geſicht. Das war die Überraſchung, auf welche die beiden Schelme den ganzen Weg über angeſpielt hatten.

Es geſellten ſich noch einige Freunde und Freundinnen der Familie Validoles zu uns. Griechiſch und Franzöſiſch flog durcheinander, und ich mußte bemerken, daß auch die gute, dicke Melpomene ihre

ruhigen Götteraugen ganz hübsch zu gebrauchen versteht.

Nun — am Ende — meine Schülerinnen sind ausgewachsene, schöne Frauen, und ich — was bin ich eigentlich?

Ein gelehrtes, dummes Kind!

Den 15. Februar.

Wir haben eine Sklavin im Haus! Eine echte, veritable Negersklavin. Ich äußerte zu meinen Schülerinnen, daß ich geglaubt habe, die Sklaverei sei längst aufgehoben. Aber sie lachten darüber wie über einen guten Witz, und Aglaia sagte: „Mon dieu, wie sollten dann die Harems bestehen!"

Das verstand ich nicht recht, aber ich hütete mich wohl, zu fragen, um mir keine Blöße zu geben.

Seitdem ich die Tatsache weiß, daß die alte Mahmudye eine um Gold auf dem Sklavenmarkt gekaufte Sklavin ist, überkommt mich jedesmal ein Mitleidsschauer, wenn ich sie ansehe. Indessen scheint sie es hier im Hause recht gut zu haben. Ja, es will mich bedünken, als hätte die ganze Familie Furcht vor ihr. Sie hat eine Stimme wie eine Trompete von Jericho, man hört dieselbe den ganzen Tag durch das Haus gellen. Mahmudye besorgt alles — sie kämmt die Mädchen und schilt den Koch oder auch Herrn Validoles selbst, sie kauft alles ein und schickt den Diener fort, wenn er ihr nicht gefällt. In der übrigen Zeit schnattert sie mit Madame Validoles,

sprechen kann man die Unterhaltung der beiden wirklich nicht gut nennen ... „Sehen Sie, Mademoiselle," sagte mir Aglaia, „Mahmudye ist schon so lange bei uns — meine Mutter bekam sie zur Hochzeit geschenkt, und später war sie meine Amme. Sie ist uns sehr nützlich, und nur Mama schlägt sie zuweilen."

„Aber dann schlägt sie Mahmudye wieder," verriet mir Melpomene, welche kein Geheimnis für sich behalten kann.

Es ist hier vieles ganz anders, als es in Büchern steht.

Den 20. Februar.

Alle Nachmittage, ein Stündchen vor dem Diner, stellt sich Monsieur Nivero, Aglaias künftiger Gatte, ein. Er verfehlt niemals, seiner Braut das herrlichste Konfekt mitzubringen — wahres Götterkonfekt in den elegantesten kleinen Bonbonnieren. Da knuspern und knappern die Mädchen vom Morgen bis zum Abend, auch ich bekomme mein reichliches Teil davon.

Dafür muß ich indessen die ganze Zeit über neben dem Liebespaar sitzen, und das ist nicht sehr angenehm.

Jedoch ist es die einzige Obliegenheit, die mir Herr Validoles wiederholt und energisch eingeschärft hat: „Ich soll seine Tochter niemals mit Herrn Nivero allein lassen." Sonderbar. — Ich sollte meinen, einem Mann, dem man sein Kind für das lange

Leben übergibt, müßte man es auch für eine Stunde anvertrauen können.

Glücklicherweise fühlt sich Aglaia durch meine Gegenwart nicht im mindesten geniert. Da die beiden meistens griechisch sprechen, können sie ja auch reden, was ihnen beliebt. Übrigens küssen sie sich nicht so viel, wie deutsche Liebespaare zu tun pflegen. Dafür sieht Herr Nivero seine Braut sehr viel an — nein — so möchte ich mich selbst von meinem Bräutigam nicht ansehen lassen. Aglaia spielt oft die Beleidigte und er muß sie dann versöhnen. Überhaupt kommt mir das Ganze wie eine lustige Komödie vor, die sie miteinander aufführen.

Morgen beginnt der Karneval.

Den 24. Februar.

Das waren tolle Tage, und wie habe ich mich amüsiert! Die ganze Stadt ist närrisch vor Vergnügen. Scharen von Masken ziehen durch alle Straßen des europäischen Viertels. Das Volk, welches sich nicht maskiert, ist mit seinen schwarzen, braunen und gelben Gesichtern, mit seinen bunten Lumpen und dem wahnsinnigen Geschrei, das es bei jeder Gelegenheit vollführt, alle Tage schon fabelhaft genug für eine solide deutsche Gouvernante.

So weiß man kaum, wer zum Karneval gehört und wer nicht. Herr Nivero und einige seiner Freunde führten uns durch die mit Teppichen und bunten Fahnen dekorierten Hauptstraßen.

Wir hatten Dominos umgenommen und Masken vor dem Gesicht. Das war gut, denn es wurde beständig mit Konfetti nach uns geworfen und von allen Seiten wurde man angeschrieen und angebrüllt. Vieles schien mir auch häßlich. Oft war das Gedränge fast lebensgefährlich. Und das sang und schrie, jauchzte, klapperte, pfiff und tobte durcheinander, daß einem fast die Sinne vergingen. Ich war froh, einen Herrn zur Seite zu haben. Er schwatzte zwar selbst recht dummes Zeug, aber ich war zu vergnügt, um besonders viel darauf zu achten. Und — und — . . . Es war doch sehr hübsch, am Arme eines Kavaliers spazieren zu gehen, eines echten, französischen Vicomte, der einem ins Ohr flüstert, daß man das hübscheste Mädchen in Alexandrien sei, wenn man das letztere natürlich auch nicht glaubt. Es war ja Karneval!

Besser noch gefiel es mir, bei Freunden der Familie Validoles auf dem Balkon in der Sheriff-Pascha-Straße zu sitzen und die Maskenzüge unter mir vorüberwogen zu sehen.

Wir hatten uns alle sehr hübsch gemacht. Aglaia und Melpomene hatten nicht geruht, bis sie mir von ihrem Schmuck um den Hals gehängt und mein weißes Kleid mit blauen Schleifen geschmückt hatten. Die guten Mädchen, sie küssen mich den ganzen Tag und verhätscheln mich auf jede nur mögliche Weise! Wir hatten uns wohl ausgerüstet mit Konfetti und

kleinen Blumensträußen, desgleichen die übrigen Damen, die wir dort fanden: Fräulein Antoniades, die Töchter vom Hause, und Madame Corinne Lavigne, eine berühmte Schönheit mit feuerrotem Haar. O — man hat doch in Deutschland kaum einen Begriff von dem, was Schönheit ist! Ich glaube, ich habe Madame Corinne mehr angestarrt, als alle die Herren, die von unten aufblickten. Und das waren nicht wenige!

Monsieur Nivero und unsre übrigen Freunde befanden sich in dem Maskenzug, welcher die vier Elemente oder etwas ähnliches darstellen sollte. Es machte Spaß, sie unter den übrigen heraus zu erkennen. Sie ritten alle, vom Kopf bis zu den Füßen rot gekleidet, vor dem Wagen der Flammengöttin. Eigentlich hatte Madame Corinne diese darstellen sollen, aber aus irgend einem Grunde war es von einem der Herren durchgesetzt worden, eine andre Dame an ihre Stelle zu bringen. Infolgedessen hatten sich eine Menge Töchter aus den angesehensten Familien zurückgezogen.

Aglaia war auch empört darüber, daß ihr Bräutigam gerade in dieser Gruppe mitwirkte. — — Nein — was die Mädchen für Geschichten wissen! Und sie schwatzten das alles so harmlos und lustig heraus! Ich werde oft rot für sie. Dann wollen sie sich totlachen über meine dummen Fragen.

Trotz ihres Zornes nahm Aglaia die ihr hinauf-

geworfenen Buketts huldvoll an. Es war ein wahres Schnellfeuer von Blumen, Konfetti und Knallbonbons nach den Balkonen herauf und von ihnen hinunter zu den großen, bekränzten, vergoldeten und mit Masken besetzten Wagen. Die Pferde trugen Sträuße und Federn auf den Köpfen und wehende Bänder flatterten um sie her.

Wo man die Erde sehen konnte, war sie bedeckt mit Konfettikügelchen, zertretenen Bohnen, mit Apfelsinenschalen, bunten Papierfetzen und welken Blumen.

Alle Farben ringsumher waren grell, im grauen Norden würden sie geschmacklos erschienen sein. Aber hier, wo die Sonne all dies Rot und Gold, dies Gelb und Grün, Blau und Violett so warm durchglüht, gleichsam lebendig macht, wo der Abendhimmel noch prächtiger darüber strahlt und flammt, wo die Frauen und Mädchen vollen Purpurblumen gleichen — soll man sich da die Welt blasser, farbloser wünschen?

Den 26. Februar.

Ich wollte doch, ich hätte eine stolzere Büste. Ich komme mir recht dürftig vor zwischen meinen beiden Schülerinnen. Als wir heute Morgen im Magazin von Chiccolani waren und Maskenanzüge aussuchten, sah mich die Ladendame mitleidig an. Ich schämte mich meiner Magerkeit.

O Lotti — du Affe! Jammerst du deinem Tagebuch etwas vor über die Knauserigkeit der Natur

gegen deine Person! Und dabei liegt vor dir der reizendste Anzug aus echtem Samt und Seidenatlas, den du morgen auf einem bal paré et masqué tragen sollst! Ein Anzug, den dir deine dankbaren Schülerinnen schenken, so daß du von deinem Gehalt noch keinen Pfennig zu erbitten brauchtest und, während du dich in der Gegenwart göttlich amüsierst, für die einsame alte Zukunft in Herrn Validoles Kontor Kapitalien aufspeicherst!

Der bal paré et masqué soll morgen Abend bei uns stattfinden und hat uns drei Mädchen die Köpfe völlig verdreht.

Der Konditor bringt Präsentierbretter voll Zuckerwerk. Die alte Mahmudye faucht wie eine schwarze Katze auf jeden los, der ihr in den Weg kommt, und mischt dabei die süßesten, köstlichsten Limonaden. Aglaia liegt in sehr tiefem Negligee auf einem Diwan und trällert Operettenmelodieen. Melpomene weint, weil sie unzufrieden mit irgend etwas ist, und pudert sich dabei unaufhörlich.

Und ich habe weder Zeit noch Lust, weiter zu schreiben. Leben — tanzen! — Die Ladendame bei Chiccolani meinte, eine „Libelle" sei das einzig mögliche Kostüm für meine Figur.

Den 28. Februar.

Der Ball ist vorüber. Alles war köstlich. Madame Validoles schwankte in rosa Atlaspantalons umher, die alten Griechendamen häuften sich mit einer

Suppenkelle den Schoß voll Konfekt und schnatterten eifrig miteinander. Wir tanzten wie die Rasenden. Melpomene bekam Herzbeklemmungen, weil sie sich zu stark geschnürt hatte.

Den 2. März.

Der Karneval ist vorüber, und Aglaia hat ihrem Bräutigam den Laufpaß gegeben.

Ich wundere mich nicht sehr darüber, denn . . . Nein, er ist ein abscheulicher Kerl, dieser Monsieur Nivero! Ich habe mich so geschämt, daß ich selbst in dieses Buch nichts davon schreiben mochte . . . Eines Tages, als Aglaia hinausgegangen war, um etwas zu holen, was sie ihm zeigen wollte, hatte er, glaube ich, die Absicht, mich zu küssen. Er hatte mir schon einige Male so sonderbare Blicke zugeworfen — nicht geworfen, seine Blicke schlichen an mich heran wie Schlangen. Da zeigte ich ihm aber, daß ich auch blicken könne, wenn ich wolle.

Ich dachte später, ich hätte mich geirrt, und habe ihm meinen Verdacht auch innerlich abgebeten. Man soll nicht immer gleich das Schlechteste von den Menschen denken. Während des Karnevals war so viel von Küssen um mich her die Rede — da kommt man denn schließlich auf solche Gedanken.

Herr Validoles hatte seine Einwilligung zum Bruch des Verlöbnisses gegeben, aber die Bedingung gestellt, daß Aglaia die Schuld auf sich nehme und es ihrem Liebhaber selbst sage. Das wollte sie nicht.

Es gab eine heftige Scene zwiſchen Vater und Tochter, Aglaia weinte jämmerlich, fügte ſich aber zuletzt.

Ich ſollte natürlich dem Abſchied beiwohnen. Man ſcheint den Beruf einer Gouvernante hier als das aufzufaſſen, was man bei uns den Elefanten ſpielen nennt.

Aber es kam noch beſſer. Als Herr Nivero ins Zimmer trat, fiel mir das große Mädchen um den Hals, ſchluchzte und flüſterte: „Süße, himmliſche, kleine Mademoiſelle, — ſagen Sie ihm, daß ich ihn nicht mehr liebe, daß er gehen ſoll," — und damit lief ſie aus dem Zimmer.

Da ſtand ich nun dem liebenswürdigen Herrn Nivero mit dieſem angenehmen Auftrag gegenüber. Er lächelte mich mit ſeinen weißen Zähnen an.

Ich bin wahrſcheinlich ſehr rot geworden. Aber ich nahm alle Würde, die einem deutſchen Mädchen innewohnt, zuſammen und wiederholte ihm ernſt, was Aglaia mir zugeflüſtert hatte.

Er lächelte immerfort mit demſelben unausſtehlichen Zug im Geſicht.

„Sagen Sie, Mademoiſelle, meiner Braut, daß ich ihr für ihre Zuvorkommenheit in dieſer Sache ſehr dankbar bin," antwortete er mir.

Darauf verbeugte er ſich tief und verließ das Zimmer.

Ich war so aufgeregt, daß ich in Tränen ausbrach.

Ob wohl Aglaia ahnt? — —

Den 10. März.

Wir haben ein Vergnügen entdeckt, welches uns reichlich für die geselligen Freuden entschädigt. Alle Nachmittage streifen wir in der Stadt und Umgegend umher. Mit mir, ihrer Gouvernante, so versicherten mir die Mädchen, dürften sie überall hingehen. Anfangs fanden die Mädchen diese Spaziergänge viel zu anstrengend, denn sie sind außerordentlich bequem. Jedoch nach und nach beginnen sie Interesse an unsern Streifzügen zu nehmen. Sie kennen die Stadt, in der sie geboren sind, eigentlich noch gar nicht und sind ebenso verwundert über ihre Größe und die merkwürdigen Gegensätze, die man darin findet, wie ich, die Fremde. Aglaia behauptete neulich, ich lehre sie sehen.

Es gibt auch verwirrend viel zu sehen. Das Land Ägypten kommt mir vor wie ein ungeheures Bilderbuch, in dem zwar manche Blätter herausgerissen oder bis zur Unkenntlichkeit beschmutzt sind, auf dem man aber die Entwickelung des Menschengeschlechtes von den Urzeiten her noch ziemlich deutlich verfolgen kann.

Wieviel Pein hat mir das Erlernen der trockenen Seitenzahlen dieses Kolossalwerkes bereitet. Aber

erst jetzt auf diesem Boden lerne ich etwas von dem verstehen, was man Weltgeschichte nennt.

— — Ist das nicht Kain, der finstere Mann, der, den hageren Leib mit einem Ziegenfell umgürtet, die Hacke in den harten Boden schlägt, um ihm eine Frucht abzugewinnen, die dem Manne zum Fluche wird, weil sie dem Blute seines Bruders entsproß?

Handelt nicht am Tor vor der Stadt Abraham, der mächtige Herdenfürst mit weißlockigem Barte, mit den Abgesandten mesopotamischer Könige um Zoll und Abgabe? Wie ehrwürdig sind seine Bewegungen und wie schlau blickt sein Auge!

Geheimnisvoll träumt die steinerne Sphinx an der Tür einer schmutzigen Mietskaserne von jener Zeit, wo sie die Pforten des Isistempels bewachte. Zwischen ihren Löwentatzen kauert ein Weib des ägyptischen Volkes, sie starrt auf das Geheimnis des Lebens, auf das Kind an ihrer Brust — und sie trägt die Züge der alten steinernen Sphinx.

Sind die hohen korinthischen Säulen des zerfallenen Tempelbaues weit draußen in der Einsamkeit des Meeresstrandes nicht eine ewige Mahnung an das Schicksal Alexanders, des schönen Heldenjünglings, der wie der Adler des Zeus über das Meer flog, sich Beute zu suchen? — Das Lager Cäsars —! Die Bäder der Kleopatra und in ihrer Nähe die Katakomben. Verführerische Weltlichkeit und verfolgte Askese, — sind mir diese beiden Gegensätze je so klar

geworden, wie in den zerfallenen Prachtbauten, wie in jenen finsteren, unterirdischen Grüften?

Und weiter — die Kalifen —! Harun Al Raschid mit seinem lustigen Gefolge taucht auf! Hassan der Seiler schwatzt mit den Fischern am Hafen, — und durch das feine Holzgitter des Harems lauscht Scheherezade, die schöne, kluge, mit den schwarzgefärbten Augenwimpern, dem Vergnügen des Volkes!

— Ein geheimes Pförtchen in der hohen Mauer, die die Gärten des Padischah umgibt, läßt den fränkischen Ritter zu der Fürstin ein, und am Haupttor schlafen die Eunuchen. Es gibt dort aber noch eine dritte Pforte, die führt unter dem schwarzen Schatten massiger Sykomoren hinab in das dunkle Wasser des Nilarmes, — hier hört man ein Röcheln, ein Gurgeln in der Nacht, und niemals kehrt der Fremdling zu den Seinen zurück, um zu verraten, was er geschaut.

— — Melpomene hat mir erzählt, daß der Pascha die Abenteuer seiner Frau erfahren hat — und dann sei auch sie verschwunden. Herr Validoles habe vor dem kleinen türkischen Kaffeehause, welches sich an die Mauer des Schlosses drückt, gesehen, wie man eines Nachts ein wimmerndes dunkles Bündel in den Fluß gesenkt habe.

Ich — Lotti Dürner — stand an dem geheimnisvollen Pförtchen unter den Sykomoren. Blaue Winden rankten friedlich darüber!

Ich sah auch das Haus, in dem der Konsul Bo-

naparte geſchlafen, in dem er
Wirtin geſagt: „Je suis
déranger, Madame!“ Sov
Mal, daß der Mann um Ver
die viele Unordnung, die er
hat! Es iſt erſtaunlich,
Schülerinnen ſind. Wenn ich
rede, die ſich in den Gegende
abgeſpielt haben, lauſchen ſi
Märchen! Und ſie wollen i
hören.

Geſtern beim Diner hat
mit der Geſchichte des Leonida
den Thermopylen bekannt ge
Der Alte wurde ganz leb
eine große Lobrede auf die Bef
für die ſein Vater mitgefochten
ob er die beiden Ereigniſſe nic
Er machte mir aber nach
über die Fortſchritte der Mäd
ſchaften.
Was wohl Profeſſor Sch
Methode, Geſchichte zu lehren, f

Melpomene hat wieder
gehabt, und der Doktor verordne
verfettung das Reiten. Hurra!

20 0
incur
CHAR
BOO
BRARY
STAMI
OVERI
EMPT T
JE FEES
r Library
7) 495-2
DENVER
1 0 200
1 200
OK DUE
LED

naparte geschlafen, in dem er auf der Treppe zu seiner Wirtin gesagt: „Je suis bien faché de vous déranger, Madame!“ Soviel ich weiß, das einzige Mal, daß der Mann um Verzeihung gebeten hat für die viele Unordnung, die er auf der Welt angerichtet hat! Es ist erstaunlich, wie unwissend meine Schülerinnen sind. Wenn ich von all den Ereignissen rede, die sich in den Gegenden, welche wir besuchen, abgespielt haben, lauschen sie mir, als erzähle ich Märchen! Und sie wollen immer mehr und mehr hören.

Den 20. März.

Gestern beim Diner hat Melpomene ihren Vater mit der Geschichte des Leonidas und des Kampfes an den Thermopylen bekannt gemacht.

Der Alte wurde ganz lebendig dabei und hielt eine große Lobrede auf die Befreiung Griechenlands, für die sein Vater mitgefochten hat. Ich weiß nicht, ob er die beiden Ereignisse nicht verwechselte?

Er machte mir aber nach Tisch ein Kompliment über die Fortschritte der Mädchen in den Wissenschaften.

Was wohl Professor Kluckhuhn zu meiner Methode, Geschichte zu lehren, sagen würde?

Den 25. März.

Melpomene hat wieder Brustbeklemmungen gehabt, und der Doktor verordnete ihr gegen Herzverfettung das Reiten. Hurra! Es werden drei

Pferde angeschafft, und wir sollen Reitunterricht bekommen! In dieser Branche fange ich das Lernen gern noch einmal an!

Den 20. April.

Nach der ersten Reitstunde lag Melpomene, im weißen Peignoir, wie ein kranker Schwan auf dem Diwan und seufzte zwei Tage lang unaufhörlich: wenn mir der Stallmeister nicht so gut gefiele, brächte mich kein Gott zu einer zweiten solchen Anstrengung.

Aglaia und ich schwuren sogar ohne jeden Vorbehalt, die Sache aufzugeben. Aber das änderte sich, als die Reitkleider von Chiccolani eintrafen. Reitkleider von einem Chik . . .

Es war einfach unmöglich, nicht zu versuchen, welchen Eindruck wir darin hervorbringen würden.

Jetzt sind die anfänglichen Schwierigkeiten glücklich überwunden. Wir reiten alle Morgen ein bis zwei Stunden, begleitet von dem Stallmeister, mit dem Melpomene ein kleines Scharmützel von Blicken und Scherzen begonnen hat.

Einige seiner andern Schüler schließen sich uns gewöhnlich an, darunter der Vicomte de la Soumise, der mich beim Karneval führte. Er ist Commis in einem Geschäft für Baumwollenexport.

Dann ein junger englischer Angestellter der Ottomanbank, Mr. Mac Naughton, der einem Pseudogriechen auf einem englischen Kupferstich gleicht. Auch dieser letztere behauptete, mich schon auf

dem bal masqué bei Validoles kennen gelernt zu haben, indessen entsann ich mich seiner nicht mehr.

Nach dem Reiten sind wir immer tüchtig müde. Ich gestehe es zu meiner Schande ein — ich liege dann auch sehr gern auf unsrem breiten Diwan im Studierzimmer und nasche marrons glacés, die ich sehr liebe.

Himmel! wofür bekomme ich eigentlich meinen Gehalt? — d. h. ich habe ihn noch nicht bekommen, aber er ist ja sicher bei Herrn Validoles im Kontor. Doch gewiß nicht, um mich von dem Vicomte mit marrons glacés füttern zu lassen. Seitdem der Vicomte meine Leidenschaft für diese Früchte erfahren hat, bringt er mir alle paar Tage ein reizendes Schächtelchen derselben mit in die Reitstunde. Anfangs wollte ich sie nicht annehmen, aber die andern lachten mich aus. Ich sehe ja auch, daß es die allgemeine Sitte ist, von den Herren Süßigkeiten und Blumen zu empfangen.

Doch zurück zu unsrer Ruhe auf dem Diwan. Das vergnügte Nichtstun trägt eine schreckliche Macht der Ansteckung in sich. Ich muß all meinen Charakter aufbieten, um regelmäßig etwas Französisch und Deutsch mit den Mädchen zu lesen.

Nachmittags stellen sich die drei Herren meist noch einmal bei uns ein. Man schlürft aus winzigen Porzellanschälchen, welche in silbernen Bechern stehen, türkischen Kaffee und raucht Zigaretten. Auch ich habe mich längst an eine Zigarette gewöhnt. Es

ſchien mir lächerlich, mich gouvernantenhaft gegen die luſtige Verführung zu wehren.

Durch das tägliche Zuſammenſein wird man recht intim mit den Herren. Neuerdings haben die Mädchen eine Paſſion für Pfänderſpiele bekommen. Dazu laſſen ſie die gelbſeidenen Gardinen im Salon ſchließen, ſo daß eine, wie ſie behaupten, ſehr behagliche Dämmerung entſteht.

Es iſt eine Idee des Vicomte, dieſer iſt wahrhaft erfinderiſch in neuen Spielen. Er iſt außerordentlich drollig und man kann ſich herrlich mit ihm unterhalten.

Den 29. April.

Noch andres als die Faulheit wirkt hier im Hauſe anſteckend. Sollte man's glauben — die Mädchen haben mich richtig dazu gebracht, mir die Augenbrauen ſchwarz zu malen. Nur ein ganz, ganz klein wenig — aber es macht doch einen gewaltigen Unterſchied —! Es gibt meinem blaſſen, blonden Geſicht ſo etwas Pikantes — gerade das, was ihm gefehlt hat! — Dennoch ſchäme ich mich. Puder — Puder zu brauchen iſt etwas andres, ja gegen den Sonnenbrand hier eigentlich geradezu eine Notwendigkeit. Aber das andre . . . Ich habe die Mädchen ſtets verachtet, die es taten.

Es kam mir immer vor wie der Anfang von irgend etwas Schrecklichem.

Tant pis! Warum hat mir die Natur nicht

dieſen kleinen Strich über meine blauen Augen gemalt! — Sie ſchmückt doch ihre Blumen ganz vollendet. Warum zeigt ſie ſich gegen uns Menſchen ſo nachläſſig?

Den 30. April.

Als ich heute Nachmittag herunterkam, wagte ich kaum aufzublicken. Der Vicomte beobachtete mich mit ſeinem ſchelmiſchen Augenzwinkern, drehte vergnügt ſein kleines Bärtchen und flüſterte mir ins Ohr: „Mademoiſelle ſind heute beſonders hübſch.“ Ich wurde heiß wie eine glühende Kohle. Er aber flüſterte weiter mit etwas mehr Ernſt: „Warum wollen ſich Mademoiſelle den freieren Lebensſitten hier entziehen. In Deutſchland, mein Gott, da iſt's ſo kalt und grau und rauh, — natürlich werden dort auch die Menſchen kalt und grämlich und hart gegen die ſüße Jugendtorheit. Aber wir ſind hier im Sonnenland!“

Das frappierte mich! Er ſagte „Sonenland“, einen Ausdruck, von dem ich mir einbildete, ich hätte ihn erfunden. Dann ſprach er noch manches andre, was ich nicht niederſchreiben mag, obgleich es wohl wahr ſein wird.

Iſt es die Sonne, die ſchmeichleriſche, linde Luft, ſind es die üppigen Blumendüfte, die aus allen Gärten quillen, welche ſo warmen Lebensdrang, ein ſo tolles Verlangen nach Glück im Herzen wecken und alle Gedanken davon erfüllen? — So war mir nie

zu Sinn, wenn ich in unſrem Schulzimmer im Seminar Geſchichtszahlen und franzöſiſche Regeln lernte. Ich hatte einen ſo ſchrecklich ernſten Zweck vor mir, daß meine ganze Energie in dem Ringen danach verzehrt wurde.

Hier ſchmilzt alle Tatkraft allmählich in ſüßer Müdigkeit dahin.

Wäre ich nicht von dem warmen Tage und der Sonne, die mir am Morgen ſo brennend auf mein kleines Reithütchen geſchienen hatte, von dem duftenden Zigarettenrauch, der in blauen Wolken den Salon durchſchwebte, in eine Art von ſanftem Taumel verſetzt worden, wie hätte ich es ſtill dulden können, daß der Vicomte, während er neben mir auf dem Diwan ſaß, behutſam die Hand um meine Taille legte und mich an ſich drückte? —

Zwar machte ich mich frei und ſah ihn vorwurfsvoll an — aber doch — doch erſt, nachdem einige Sekunden verfloſſen waren.

Später, als ich allein war, habe ich etwas geweint. Aber gewiß brauche ich mir nicht ſo heftige Vorwürfe zu machen: die Sonne trug die Schuld daran!

Den 2. Mai.

— — — — Heute nacht habe ich geträumt, der Vicomte habe mich geküßt. Und das Schlimmſte iſt, ich war nicht erſchrocken oder empört, nein, ich

hatte eine sehr angenehme Empfindung dabei. — Ja — liebe ich ihn denn? Sicherlich nicht. — — —

Der Mann, dem ich mich für das ganze Leben, für alle Ewigkeit zu eigen geben möchte, — der besitzt nicht die mindeste Ähnlichkeit mit dem Vicomte de la Soumise. Der Baumwollencommis ist sogar nicht wert, meinem Helden die Schuhriemen zu lösen!

O — wie treulos war ich meiner tiefen, ernsten, herrlichen Liebe in diesem Traum! Wie treulos bin ich ihr noch jetzt! Lotti — es geht bergab mit dir.

Gestehe es dir nur ein, du hattest in deinem allerinnersten Herzen nicht viel Widerstand gegen eine ganz kleine, natürlich ganz harmlose Liebschaft mit dem witzigen, lustigen Vicomte! Es langweilt dich, daß die Gouvernante noch nichts erlebt hat, was den Abenteuern ihrer Schülerinnen ähnlich sieht.

Denn die gute Melpomene und ihr Stallmeister — mit denen ist's auch nicht richtig! Oder vielmehr 's ist alles in Richtigkeit zwischen ihnen.

Zigaretten rauchen habe ich doch auch nur gelernt, um ihm zu beweisen, daß ich nicht prüde bin, denn die Dinger schmecken abscheulich. — — Ich will mich strafen und heut abend nicht in den Salon hinuntergehen.

Abends.

Da sitze ich nun oben bei einem Licht, denn Lampen sind in diesem Hause schwer zu haben, mitten

unter den entseelten Hüllen der Mädchen. Der Erdboden ist von ihren abgelegten Röcken bedeckt, überall treiben sich Schmuck und Haarnadeln herum, und auf den Möbeln liegt der Puder wie Mehlstaub in einer Mühle. Könnte ich sie doch etwas an Ordnung gewöhnen. Abends werfen sie sich mit ihren seidenen Kleidern auf die Betten und schlafen so die Nacht hindurch. —

Ich bin sehr traurig und schreibe, während meine Gedanken unten sind. Ich höre sie lachen. Ich habe ein Kopfweh vorgeschützt; aber die Mädchen glauben nicht daran. Aglaia meint: „Cest une petite coquetterie à cause du Vicomte.“ Das werden sie nun auch den Herren erzählen. Sie sind doch roh!

Im Grunde bin ich töricht. Was wäre es denn weiter? Die Sitten sind hier eben andre als in Deutschland.

Ich gehe hinunter.

Den 3. Mai.

Gott sei Dank — als mich der Vicomte in der Tür erblickte und mir mit seinen leichten und kleinen Schritten, ein siegesgewisses Lächeln auf den Lippen und in den Augen, entgegenkam, war er mir geradezu unangenehm! — Was hatte sich der Affe nur eingebildet? — — Das Bild meines schönen, ernsten Helden stand wieder deutlich und klar vor meiner Seele, d. h. so klar, wie ein Phantasiebild

eben ſein kann, welches zuweilen blaue Augen und einen Vollbart, dann wieder braune Augen und einen Schnurrbart beſitzt.

Doch eins war mir in dieſem Moment gewiß geworden, nämlich daß ich keine frohe Stunde mehr im Leben haben würde, wenn ich den Traum der vergangenen Nacht zur Wahrheit werden ließe; daß ich mich vor mir ſelber totſchämen würde, wenn ich meinem Ideal — ſollte es mir einmal begegnen — nicht mit unberührten Lippen entgegentreten könnte.

Aglaia und Melpomene haben für dies eine gar kein Verſtändnis! Sie haben alle vierzehn Tage einen andern Mann gern, und das nennen ſie Liebe.

Von der einen großen, tiefen, ſtillen, unvergänglichen Neigung zwiſchen zwei Menſchen, von der wir deutſchen Mädchen träumen, haben ſie keine Ahnung, und ich kann ihnen auch nichts davon begreiflich machen. Übrigens muß ich ſagen, daß ich im Seminar einige deutſche Mädchen kennen lernte, die über dieſen Punkt auch andrer Anſicht waren als ich.

Den 15. Mai.

Das Reiten hat ein Ende mit Schrecken genommen. Den Stallmeiſter beobachteten wir eines Tages in einer ſchmutzigen Seitenſtraße des Konſulplatzes auf dem Balkon eines ärmlichen Hauſes mit einer ungekämmten Frau und verſchiedenen

schmutzigen Kindern. Zwischen Mac Naughton und Papa Validoles hat es eine heftige Scene gegeben, infolge deren der Alte dem jungen Manne das Haus verbot. Aus welchen Ursachen der Streit entstand, erfuhr ich noch nicht. Ich war zu sehr mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, um viel auf die andern zu achten.

Der Vicomte hat mir ernste Vorwürfe darüber gemacht, daß ihm in den letzten Tagen kalt und unfreundlich begegnet sei. Mein Gott, ich dachte eigentlich ein gutes Recht dazu zu haben! Aber als er auf mich einredete, verschoben sich mir plötzlich alle Gedanken, die ich mir über ihn und mich gemacht hatte, und ich stand verwirrt wie ein gescholtenes Schulmädchen vor ihm.

Wahrscheinlich war ich in der Abweisung nun auch wieder zu weit gegangen. Unhöflich darf man doch niemals werden. Schließlich endete die Sache damit, daß ich ihn um Verzeihung bat und er mir die Hand küßte. Jetzt ärgere ich mich wieder über alles dies und bin froh, daß die ganze dumme Geschichte nun ihr Ende erreicht hat.

Herr Validoles teilte uns mit, ich solle mit meinen Schülerinnen für einige Zeit zu seiner Schwester gehen. Diese Schwester bewohnt mit ihrem Mann ein Landhaus in Ramleh, eine halbe Stunde mit der Eisenbahn von Alexandrien ent-

fernt. Der Besuch wird uns also zugleich einen angenehmen Sommeraufenthalt gewähren.

Der hauptsächliche Grund zu der Übersiedelung ist wieder Melpomenes Befinden, welches sich durch die Entdeckung von des Stallmeisters ungewaschener Familie nicht eben gebessert hat. Seitdem steigerte das Reiten ihr Herzklopfen bis zur Unerträglichkeit. Der Arzt hat also seine Behandlung geändert und ihr Ruhe und die reine Meer- und Wüstenluft in Ramleh empfohlen.

Morgen werden wir die Stadt verlassen. Mahmudye packt die Sachen der Mädchen und ich necke diese zwischen dem Schreiben mit ihrer Eitelkeit. All ihren reichen Schmuck, zahllose Roben in allen Farben des Regenbogens, ja ihr ganzes Besitztum wollen sie mit in die Wüste schleppen. Immer neue Pakete bringt die alte Schwarze herbei, und ein Koffer nach dem andern füllt sich.

Ich nehme natürlich nur ein paar Kattunkleider und etwas Wäsche mit aufs Land. Ich fände es lächerlich, mit einem solchen Train bei Madame Propontis anzulangen.

Unsre lieben Pferdchen werden verkauft. Ich habe traurigen Abschied von meiner „Juno" genommen. Herr Validoles deutet an, unser Vergnügen würde ihm so wie so auf die Dauer etwas kostspielig geworden sein. Das will ich gern glauben. Er muß sehr reich sein, daß er in der Weise, wie

es geschieht, jeder Laune seiner Töchter nachgeben kann.

Ramleh, den 20. Mai.

„Das Schloß am Meer" möchte ist dieses Kapitel meines Tagebuches überschreiben. Tut sich nicht eine Welt von Poesie auf in den Worten: „Das Schloß am Meer?"

Ein einsames Haus mit breiter Veranda, auf hochragender Klippe, an deren Fuß die grünen Wellen schäumen und brausen und übermütig ihren weißen Gischt emporspritzen.

Keine Blume, kein Baum ringsumher, nur gelber Sand und unten am Strand ein Gewirr kleinerer Felsen, zwischen denen man umherwandeln kann, wenn die Flut sich an windstillen Tagen ein wenig zurückzieht. Dann hängt dort der Tang in den wundersamsten Farben an dem feuchten, zerklüfteten Gestein. Purpurrote Schleier webt er über die Klippen, auf dem weißen Sand liegt er wie braunes zottiges Haar, in Gestalt lichtgrüner Schlangen oder wie zartes, durchsichtiges Korallengeäst schwimmt er in den Wassertümpeln umher, die sich in den Felslöchern gebildet haben. Und die drolligen Meerkrebse, die seltsamen Sterntiere treiben in diesen kleinen, stillen, goldhellen Seen ihr geheimnisvolles Wesen. Muscheln von entzückender Form, veilchenblau und rosenrot, sieht man auf dem Grunde schimmern, und aus dem dunkleren Geklüft

ſtreckt ein Polyp beutegierig die braunen, ſchleimigen Fangarme.

Und der friſche, ſalzige Seewind, der niemals ganz zu wehen aufhört, oft aber mit tollem Brauſen ums Haus jagt! Das Schäumen der Brandung und das ernſte, gewaltige Rauſchen der breiten, mächtigen Wogen weit draußen! Das Funkeln der Sonne auf der grünen, der ſtahlblauen Flut, das Schimmern des Mondlichtes auf den dunkelpurpurnen Waſſern!

Das Ehepaar Propontis hat ſich das Schloß am Meer aus den Erträgniſſen eines Handels mit Indigo erworben. Nun ſitzen die beiden den ganzen Tag auf der Veranda und ſpielen Tricktrack. Beſtändig hört man das Knacken der Steine, die durch eine beſondere Fingerbewegung auf dem Spielbrett hin und her geſchleudert werden müſſen, mit ſeinem ſcharfen, trockenen Klang in die großen Töne der Natur hineinklingen.

Den 24. Mai.

Man ſollte meinen, eine weite, faſt unbebaute Sandfläche, wie dieſes Ramleh, müſſe traurig öde wirken. Durchaus nicht. Auch wenn man die See im Rücken läßt und planlos hinauswandert über Wellen und Hügel von Sand, die von keinem Weg gekreuzt und nur hin und wieder von den jetzt vertrockneten niederen Ranken der Natronpflanze bedeckt ſind, hat der Blick auf den weiten Horizont, die Einſamkeit, ja die Eintönigkeit der Farben, dieſes

endlos sich breitende Graugelb und das tiefe Blau darüber, etwas unbeschreiblich Beruhigendes und zugleich Erhebendes. Selbst die Beduinenzelte, die Kamele, die am Strande mit Seetang beladen werden, sind wie Gewächse des Sandes und der Wüste farblos und grau wie diese.

Und dann die Beleuchtung! Die Sonne feiert hier in Ramleh ihre größten Triumphe! Hier bietet die Erde nichts, was glänzt und schimmert, was ihr Trotz bieten könnte. Eine flammende Königin, steht sie am Himmel, strömt ihre Lichtfülle so verschwenderisch in solchen Goldfluten nieder, daß es einem kleinen Nordlandsmädchen wie mir zu Mute ist, als habe es bis jetzt überhaupt noch keinen wahren Sonnenschein gesehen.

An den Eisenbahnstationen drängen sich die Landhäuser dicht zusammen, meist von schönen, schattigen Gärten umgeben. Dort ist fast eine Stadt entstanden mit Kaufhallen und Menschenverkehr. Das ist nicht mehr das echte Ramleh. Ich freue mich, nicht dort zu wohnen.

Wir haben wohl eine gute Viertelstunde zu gehen, bis wir die nächste Villa erreichen. Villa ist kaum eine richtige Bezeichnung für dieses unvollendet gebliebene und doch schon wieder in Verfall geratende Gebäude. Wir kommen auf unsern Spazierwegen oft daran vorüber, und ich muß gestehen, es reizt meine Neugier. Die Jalousieen sind stets fest

geſchloſſen. Das Haus macht den Eindruck, als ſei es völlig unbewohnt, und doch ſehe ich mittags von meinem Zimmer in unſerem hohen Schloß am Meer einen bläulichen Rauch aus dem Schornſtein ſteigen.

— — Ich habe Melpomene überredet, mit mir des Morgens in der See zu baden. Es iſt köſtlich, ſich in das klare Waſſer hinabzutauchen, ſich von den weißen Schaumwellen die Glieder peitſchen zu laſſen, indem man ſich an die Felſen klammert, um nicht fortgeſpült zu werden!

Die Bäder bekommen ihr, wie es ſcheint, gut. Ich vertrage mich jetzt beſſer mit Melpomene als mit Aglaia. Die letztere iſt ſeit der Löſung ihrer Verlobung eigentümlich aufgeregt und zerſtreut. Sollte ſie doch etwas Tieferes für Herrn Nivero gefühlt haben? Hat ſie vielleicht die kleine Scene beobachtet, die zwiſchen mir und ihrem Bräutigam ſtattgefunden hat? Und war dies der Grund, der ihr Veranlaſſung gab, ſich zurückzuziehen? Das wäre mir entſetzlich leid, obwohl ich wahrhaftig unſchuldig daran war! Es iſt ſicher, ſie meidet uns und fährt häufig in die Stadt zu ihrer Freundin, der ſchönen Lavigne. Auch hat ſie darauf beſtanden, bei ihrer Tante ein eigenes Zimmer zu bewohnen — während Melpomene in dem meinen ſchläft. In der erſten Zeit meines Hierſeins fiel es ihr nicht ein, ſich ſo viel von uns zu trennen.

Den 26. Mai.

Es ſcheint, wir haben alle drei genug von den Herren. Melpomene wenigſtens äußerte ſich in ſehr abfälligen Bemerkungen über die Männer. Das gute Mädchen hat ſeit ihrer böſen Erfahrung mit dem Stallmeiſter reuig wieder die Kinderſchuhe angezogen. Wenn ihr Onkel Propontis ſie fragt, ob ſie nicht bald zu heiraten gedenke, macht ſie ein Mäulchen und ſchüttelt lachend den Kopf, wie wir es mit acht Jahren zu tun pflegten, wenn alte Herren dergleichen indiskrete Fragen an uns richteten.

Übrigens lernt ſie jetzt fleißig. Mir macht es Freude, ſie zu unterrichten. Der Eifer des großen, üppigen Mädchens iſt wahrhaft rührend, und es iſt drollig anzuſehen, wenn ſie, die Finger in den Ohren, mit rotem Kopf die Aufgaben lernt, die man bei uns den kleinen Fräuleins im Flügelkleide ſtellt.

Den 28. Mai.

Die Villa mit den geſchloſſenen Jalouſieen erregt unſere Neugier immer ſtärker.

Als wir heute nachmittag wieder daran vorübergingen, konnte ich nicht widerſtehen, in den Garten einzutreten. Kein verſchloſſenes Tor wehrte mir dieſes vorwitzige Beginnen. Die Öffnung in der von Feldſteinen ziemlich primitiv hergeſtellten und ſchon wieder zerfallenen Mauer, in welche augenſcheinlich einmal eine Gittertür eingeſetzt werden ſollte, gähnte uns leer entgegen. Es war zu ver-

führerisch, die seltsame Besitzung etwas eingehender zu untersuchen. Zu dieser Stunde waren wir sicher, nicht von den Dienstboten des Hauses gestört zu werden. Kein arabischer Diener läßt sich durch irgend welche Befehle oder Wünsche seiner Herrschaft davon abhalten, sich um drei Uhr mit reinen, weißen Pluderhosen, Tuchweste und seidenem Gürtelschal elegant herauszuputzen, um den Nachmittag in einem Café zu verbringen.

Wir schlichen uns also in den Garten. Aglaia war bei uns, ja, wenn ich mich recht erinnere, trieb sie mich sogar zu dieser Entdeckungsreise an.

Der Garten war durch Mangel an Pflege bei der trockenen Hitze nicht verwildert, sondern eher versandet. Bis über die Knöchel versank man in dem lockeren Staub der Wege. Durch das Geäst der Rosmarinumfassungen, die er weiß überpudert, aber nicht am Wachstum hatte hindern können, war er in die Beete eingedrungen, um hier alle zarten Blumen zu ersticken. Traurig standen ihre ausgedörrten Skelette in dem hellen weißen Licht der Nachmittagssonne.

In dem Steinbecken der versiegten Fontäne lag der Sand zollhoch. Eine lange metallisch glänzende Schlange ringelte sich in ungestörter Behaglichkeit auf dem warmen Lager.

Vor der Veranda konnte man noch Anlagen von Teppichbeeten bemerken. Die waren aber von den

trockenen, hellgelben Sandwellen förmlich überschwemmt worden, und es erschien fast als ein Wunder, hie und da ein winziges rotes oder braunes Blattpflänzchen tapfer sein Köpfchen herausstrecken und um sein bißchen Leben kämpfen zu sehen.

Die Pfeiler der Veranda hatten wohl in besseren Zeiten mit Schlingpflanzen bekleidet werden sollen. An den dazu angebrachten Drähten hingen einige braune Ranken, nicht einmal die sonst in allen Gärten so üppig wuchernden blaublühenden Winden hatten sich hier behaupten können. Es schien fast, als habe man mit einer seltsamen Freude die hübschen Anlagen wieder zu Grunde gehen sehen. Nur zur Linken des Hauses, wo sich das Schöpfrad befand, dessen Speichen und Eimer zerbrochen waren, schien ein wenig Feuchtigkeit den Boden durchsickert zu haben. Hier zog sich eine dichte Reihe hoher Oleanderbüsche entlang. Auch ihre lederartigen Blätter machten einen verstaubten, leblosen Eindruck; doch an den Knospenbüscheln verkündete eine purpurrote Färbung schon die reiche Blütenpracht, die in einigen Tagen aufbrechen wird.

Auf den Zehen stiegen wir die Stufen zur Veranda hinauf. Erschrockene Eidechsen huschten bei unserem Erscheinen davon. Ganz leise drückten wir auf die Klinke der Haustür. Sie war verschlossen. O, wie unsere Herzen klopften! Es war entzückend aufregend. Die Jalousieen waren auch heute ge-

schlossen. Aber ich bemerkte, daß der eine Laden, wie alles umher, ein wenig defekt geworden war. Ich hob seine aus dem Gelenk gebrochene Querstrebe empor. Und wirklich, wenn man das Gesicht ganz fest heran-drückte, konnte man in ein Zimmer spähen, dessen Fenster hinter den Jalousieen geöffnet waren. Das Zimmer war überraschend wohnlich eingerichtet. Bücher füllten die Rückwand bis zur Decke hinauf, gerade unter dem Fenster stand ein Schreibtisch, ebenfalls mit Büchern und Schriften bedeckt.

„Ein gelehrter Einsiedler," flüsterte ich, nachdem auch meine Schülerinnen erspäht hatten, was eben durch unser schmales Guckloch zu sehen war.

„O," bemerkte Aglaia, „die sind oft sehr interessant und meistens reich!"

„Wenn er reich wäre, würde er doch nicht in dieser Wildnis hausen," flüsterte Melpomene, „das Haus ist ja nicht einmal abgeputzt."

„Wahrscheinlich hat er Unglück im Leben gehabt, und seine Umgebung ist ihm gleichgültig geworden," wandte ich ein.

„O, Mademoiselle, Sie sind immer so romantisch!" rief Melpomene bewundernd. Aglaia kniff sie in den Arm, damit sie nicht so laut reden solle.

„Wir wollen ihm ein Andenken hier lassen," schlug Aglaia vor.

Unter vielem heimlichem Gekicher beschlossen wir, eine Granatblüte, die Aglaia vor der Brust trug,

durch den Spalt der Jalouſie zu ſtecken. Das war nicht leicht und erforderte Vorſicht, damit die Blume nicht zerquetſcht werde. Wir mußten aus dem Garten einen feinen, dürren Zweig holen, ſie damit durch die Öffnung ſchieben und dann auf einen wirkungsvollen Platz vorn auf dem Schreibtiſch dirigieren.

Wie wir dabei gelacht haben!

Wenn jemand im Haus war, hat er uns gewiß gehört. Aber es regte ſich nichts.

Wir hätten ſo gern noch irgend eine Tollheit begangen, konnten uns jedoch nicht darüber einigen. Ich ſchlug vor, an der Klingel zu ziehen und dann fortzulaufen. Aber meine ſtattlichen Schülerinnen ſind zu ſolchen Streichen leider nicht behende genug. Auch hätte man uns ja über die ganze Ebene hinüber ſehen können.

Den 30. Mai.

Na — nun wiſſen wir's! Wie mit Zaubergewalt, wie durch eine magnetiſche Macht zog es uns am nächſten Tage wieder zu dem Hauſe. Möglicherweiſe konnte uns jemand dort ſehr grob begegnen. Aber wir mußten, wir mußten ſehen, ob ſich inzwiſchen irgend etwas ereignet hatte. Beſonders Aglaia brannte darauf, dem Einſiedler wieder eine Blume auf den Schreibtiſch zu hexen.

Um uns zu verſichern, daß niemand in dem Zimmer anweſend war, drückten wir drei unſere Geſichter an die zerbrochene Jalouſie. — — In dieſem

Augenblick öffnete sich die Haustür. Wir prallten auseinander und standen dicht vor einem großen Herrn, der uns aus stillen Augen ernsthaft und müde ansah.

Nein, wie ich mich schämte, mich so kindisch betragen zu haben! Wenn er nur gelacht oder gescholten hätte, das wäre nicht so schlimm gewesen. Aber er fragte mit ruhiger Würde in einem Französisch, das einen starken englischen Accent besaß:

„Wünschen die Damen etwas von mir?"

Nachträglich erst kommt es mir zum Bewußtsein, daß Aglaia in diesem Augenblick eine erstaunliche Geistesgegenwart bewies. Während ich verzweifelt nach Worten der Entschuldigung suchte, brach sie in das übermütigste Lachen aus, das ich je von ihren Lippen gehört habe, und rief:

„O Monsieur, mais c'est une aventure, une vraie aventure!" Und dabei bewegte sie die Granatblüte schelmisch in ihren Fingern hin und her und befestigte sie schließlich an ihrem weißen Kleide, wo sie sich sehr hübsch ausnahm.

Mit einer bewunderungswürdigen Zungenfertigkeit erklärte sie, daß wir durchaus, aber durchaus nicht gewußt hätten, wer dieses Haus bewohnte. Sie habe behauptet, nur ein Mann, der vom Leben enttäuscht worden sei, könne sich so von den Menschen abschließen, und sie habe diesem Manne durch die auf seinen Schreibtisch geworfene Blume eine Freude

machen wollen. Aber jetzt sehe sie ein, daß sie ihn nur in seinen Studien gestört habe, daß sie ihm lästig gefallen sei. Und schließlich bat sie ganz allerliebst für uns drei um Verzeihung.

Nein wahrhaftig, diese Aglaia führte eine ganze Komödie auf. Dabei war sie wirklich unbeschreiblich verführerisch. Ich stand von Verblüffung verstummt neben ihr und fühlte einmal wieder recht deutlich, wie sehr mir meine Schülerinnen an Lebensgewandtheit überlegen sind.

Ob Aglaias Künste im Verein mit ihrer Schönheit auf den Einsiedler Eindruck machten, war nicht zu bemerken. Sein regelmäßiges Gesicht blieb beinahe unbeweglich. Jedenfalls schien ihm daran gelegen, uns noch etwas festzuhalten.

„Ich danke Ihnen für die Blume," sagte er mit vornehmer Höflichkeit. „Wollen sich die Damen nicht überzeugen, daß ich dieses Geschenk aus mir unbekannten freundlichen Händen wohl zu ehren wußte?"

Dabei öffnete er die Haustür und forderte uns auf, einzutreten. Wir sahen uns einen Augenblick unentschlossen an, ich machte gegen die Mädchen eine verneinende Kopfbewegung, aber Aglaia schien sie nicht zu bemerken und war schon munter plaudernd in der Eingangshalle. Sie war als Eßzimmer eingerichtet und lief nach der entgegengesetzten Seite in eine halbkreisförmige, durch hohe Fenster erhellte Nische aus.

„Erlauben Sie, daß ich mich meinen Besuchern vorstelle," sagte der Hausherr mit einer Verbeugung. „Mein Name ist Mac Naughton."

„O," rief Melpomene erstaunt, „sind Sie ein Verwandter des Mac Naughton von der Ottomanbank? Das ist ja ein guter Freund von uns."

„Ich bin sein Onkel," antwortete der Herr. Er fragte, ob er das Vergnügen habe, die Fräulein Validoles und ihre Erzieherin bei sich zu sehen. Sein Neffe habe ihm oft von uns erzählt. Wir bejahten. Er zeigte uns nun die auf seinem Schreibtisch sorgfältig in einem Glase mit Wasser frisch erhaltene Blume. Wir schwatzten noch ein Weilchen mit einander und schließlich bat er sich die Ehre aus, uns am folgenden Morgen besuchen zu dürfen.

Ein eingefleischter Menschenhasser scheint er also nicht zu sein. Übrigens will ich wetten, daß Aglaia recht wohl davon unterrichtet war, wer in dem Hause wohnte. Der Onkel des jungen Mac Naughton ist noch ein stattlicher Mann, ich schätze ihn nicht höher als achtunddreißig Jahre.

Den 2. Juni.

Er war wirklich bei uns und ließ sich geduldig von Aglaia unterhalten. Seine klugen und ernsten blauen Augen schienen ihr dabei bis ins innerste Herz dringen zu wollen. Ich bewundere sie, daß sie diesen Blick so tapfer aushielt. Als er einmal auch auf mich fiel, weiß ich nur, daß ich den Entschluß

faßte, ſofort in mein Zimmer zu gehen und mir meine falſchen Augenbrauen abzuwaſchen. Ich habe es auch getan, ſobald Mr. Mac Naughton uns verlaſſen hatte.

Den 5. Juni.

Heute Nachmittag ſtellte ſich plötzlich der Vicomte ein. Wir ſaßen mit Mr. Mac Naughton, der uns täglich beſucht, und Herrn und Frau Propontis auf der Veranda. Als der Vicomte ſich melden ließ, war ich anfangs etwas verlegen. Doch kümmerte er ſich nicht beſonders viel um mich, ſondern erzählte uns gemeinſam einige komiſche Geſchichten, die ſich in den letzten Tagen in der Stadt zugetragen hatten. Das gab mir meine Unbefangenheit wieder. Wir waren alle ſehr luſtig. Es iſt wahr, der Vicomte bringt immer Leben in die Geſellſchaft. Mr. Mac Naughton, der Onkel (ſein Neffe hat ſich ſeit dem Streit mit Herrn Validoles nicht wieder ſehen laſſen), trug wenig zur Unterhaltung bei; ich glaube, er beobachtete deſto mehr.

Wirft er einmal eine Bemerkung hin, ſo iſt ſie treffend, oft nur zu fein, und zu gut für unſer allgemeines dummes Geſchwätz. Und er hat eine ſo angenehme Stimme.

Ich möchte wiſſen . . .

Nun, Aglaia iſt ja ſehr ſchön, das iſt wohl den Männern die Hauptſache.

— Später machten wir Jugend gemeinſam einen

Spaziergang an den Strand, während Madame Propontis das zwei Stunden lang entbehrte Tricktrack-Brett vom Nebentisch herbeiholte und sich ihrem Manne zum Spielchen gegenüber setzte. Sie ist, seit sie das Haus bewohnt, also seit zwei Jahren, erst einmal unten am Meere gewesen.

Ich hatte während unsres Ganges ein Gespräch mit dem Vicomte, das mich sehr beschäftigt. Er fragte mich, ob ich mich in meiner Stellung wohl fühle. Nachdem ich es bejaht hatte und ihm erzählte, wie gut die Familie Validoles sich gegen mich benehme, machte er ein ernstes Gesicht und bemerkte, als Freund müsse er mich warnen. Er fragte mich, ob ich Eltern oder Angehörige besitze. Ich antwortete, daß ich auf mich allein angewiesen sei, da sagte er besorgt:

„Das ist eine fatale Lage für Sie, Mademoiselle, so schutzlos im Auslande dazustehen. Ich muß Ihnen sagen, Sie sind in keinem soliden Hause."

Ich sah ihn erschrocken an und blickte dann ebenso erschrocken auf die Mädchen, die rechts und links von Mr. Mac Naughton vor uns gingen.

„O — ich meine nicht die jungen Damen, für die ich die größte Achtung hege," beeilte sich der Vicomte hinzuzusetzen. „Ich kann Ihnen auch leider heute keine nähere Aufklärung geben. Ich möchte Sie nur bitten, sich vorzusehen. Und sollten Sie in Unannehmlichkeiten geraten, so erinnern Sie sich, Mademoiselle, daß Sie in mir einen Freund besitzen, der

ſich glücklich ſchätzen würde, wenn er Ihnen einen Dienſt erweiſen dürfte."

Der Vicomte ſagte dies ſo gefühlvoll, daß ich mir wirklich Vorwürfe machte, ihm zu mißtrauen. Was in aller Welt kann er nur mit ſeinen Andeutungen meinen? Wenn er mir helfen will, ſo ſollte er doch klar mit der Sprache herausrücken. — Vielleicht wollte er ſich in meinen Augen nur mehr Wichtigkeit geben.

Bei dieſer Gelegenheit bemerkte ich wieder, wie ſcharf Mr. Mac Naughton beobachtet. Er hatte ſich nicht ein einziges Mal nach uns umgewendet. Später aber trat er an meine Seite und fragte mich mit ſeiner weichen Stimme, die ich ſo gern höre, auf deutſch, was ich Ernſtes mit dem Vicomte zu beſprechen gehabt und warum ich ſo bekümmert dreinſchaue. Ich bin immer glücklich, mit ihm in meiner lieben Mutterſprache reden zu können. Gewiß erſcheint er mir aus dieſem Grunde trotz unſrer kurzen Bekanntſchaft weit mehr wie ein Freund, als der Vicomte.

Ich teilte ihm offen die Warnung des Franzoſen mit und bat um ſeine Meinung.

Er ſchwieg eine Weile. Er iſt ſehr vorſichtig in ſeinem Urteil, das iſt mir ſchon öfters aufgefallen. Endlich ſagte er:

„In dem Sinne, den wir in unſrer angelſächſiſchen oder germaniſchen Anſchauungsweiſe mit dem Worte ſolide verbinden, ſind die levantiniſchen Fami-

lien, wie die Validoles eine ist, selten solide zu nennen. Herr Validoles ist ein Grieche, seine Frau, soviel ich weiß, eine Georgierin oder Armenierin. Alle diese Völkerschaften sind so lange unterdrückt, geknechtet und mißhandelt worden, daß sie List, Schlauheit, Lüge notwendig hatten, um sich gegen die Tyrannei zu wehren und sich einige Lebensfreude zu retten. Dadurch sind ihnen diese Eigenschaften nach und nach zur zweiten Natur geworden. Sie sind etwas verkommen und haben eine leichtere Auffassung von vielem, was uns zur Ehre, zur Moral gehört. Daher fürchte ich allerdings, Fräulein, Sie werden da noch manche verwirrende Erfahrung machen. Sie sind zu jung in diese Verhältnisse gekommen. Ich hätte Sie lieber in einer deutschen oder in einer englischen Familie gesehen."

„Aber Validoles' sind so gut," wagte ich einzuschalten. Es schien mir undankbar, die Leute, welche mich mit so viel Freundlichkeit überschüttet hatten, nicht zu verteidigen.

„Ja," antwortete Mr. Mac Naughton etwas ironisch, „sie sind sehr gut. Sie können das Hemd vom Leibe verschenken, aber ein gegebenes Versprechen halten, das können sie nicht. Man darf nicht zu streng mit ihnen rechten."

Er lächelte wehmütig. Er hat ein feines, geistvolles Gesicht, und wenn man seine Züge beobachtet,

ſo findet man ſie durchaus nicht mehr kalt und hochmütig. Er kann auch ſehr freundlich blicken.

„Wenn ich nur wüßte, ob ich dem Vicomte trauen könnte," entfuhr es mir. Gleich darauf bereute ich meine kindiſche Offenheit.

„Wie meinen Sie das?" fragte Mr. Mac Naughton beinahe ſtreng, ſo wie man mit einem Schulkinde redet, das ſich unklar ausgedrückt hat.

Ich ärgerte mich über dieſen Ton und antwortete obenhin:

„Er hat mir ſeine Dienſte angeboten, wenn ich in irgend eine Verlegenheit geraten ſollte."

„Sie haben ihn gern?"

„Ja natürlich, er iſt ſo luſtig."

„Nun, man wendet ſich in ſchwierigen Lagen immer an die Leute, die man gern hat," ſagte Mac Naughton kühl, „auch wenn die geſunde Vernunft einem dies dringend wiederrät."

Ich weiß nicht, warum ich hierüber lachen mußte. Man wird doch nichts tun, was gegen die geſunde Vernunft ſtreitet. Daß ein ſo weiſer Mann wie Mr. Mac Naughton dieſen Satz ſo überzeugt ausſprach, berührte mich unendlich komiſch.

Plötzlich lächelte er gleichfalls.

„Ich denke, ich würde noch lieber Sie um Rat fragen als den Vicomte!" rief ich. Mr. Mac Naughton verbeugte ſich feierlich als Antwort.

Dann wies er mit der Hand nach den Mädchen

und dem Vicomte, welche stehen geblieben waren, um uns zu erwarten. Aglaias Gestalt hob sich prächtig von dem orangegelb flammenden Abendhimmel ab.

„Wie sie schön ist," sagte Mr. Mac Naughton. „Ich liebe die Schönheit. Man muß sich nur an ihr genügen lassen und nichts von ihr verlangen, was ihrem Wesen fremd ist."

Ich war erstaunt und erfreut, daß dieser ernste und bedeutende Mann so viel mit mir gesprochen hatte, mehr als jemals mit Aglaia. Nun — bei ihr fühlt er eben wahrscheinlich zu viel.

So weitläufig bin ich wohl in meinem Tagebuche noch niemals geworden. Ich wollte den Inhalt der verschiedenen Gespräche genau wiedergeben, um mich ihrer deutlich zu erinnern. Jedenfalls ist jetzt noch keine Ursache vorhanden, mich zu ängstigen. Im Grunde meines Herzens bin ich glücklich. Ich will nun zu Bette gehen, ich glaube, es ist Mitternacht.

Den 6. Juni.

Heute morgen kam Mahmudye und brachte wieder mehrere vollgepackte Körbe für die Mädchen. Sie lachten sehr viel mit der alten Sklavin, die besonders aufgeregt schrie und mit den Händen in der Luft umherfocht. Als ich sie fragte, was sie habe, sah sie mich schlau an und sagte auf arabisch: „Ya Sitte, das sind Geheimnisse! Das Leben ist voller Geheimnisse!"

Sie schwatzte mit den Mädchen weiter, doch hörte

ich nicht darauf, bis Melpomene, die immer in Entzücken gerät, wenn sie eine Skandalgeschichte hört, plötzlich ausrief:

„Mademoiselle, was sagen Sie dazu, — die rote Lavigne war die Frau von Mr. Mac Naughton. Sie ist ihm davongelaufen."

Das Mädchen brach in ein nicht enden wollendes, helles Gelächter aus. Sie erschien mir in diesem Augenblick unsäglich albern. Was war bei dieser Geschichte zu lachen? Sie war doch sehr traurig. Mir zitterten die Kniee, als ich davon hörte. Was mag der arme Mann gelitten haben. Ja, jetzt verstehe ich die sanfte Trauer, die durch sein Wesen geht, und die Zurückhaltung, die er im Verkehr mit Frauen beobachtet. Ach Gott . . .

Den 7. Juni.

Es ist etwas Furchtbares geschehen! Ich habe jetzt keine Zeit — später werde ich alles aufschreiben. Der Kopf ist mir zu verwirrt. Ich muß in die Stadt zu den armen, armen Eltern!

Ach, ich bin sehr unglücklich!

Den 8. Juni.

Welche Ereignisse! Welche Veränderungen in meinem Leben! Wie hätte ich dergleichen für möglich gehalten! O, dieses Sonnenland besitzt auch tiefe, finstere Schatten.

Ich hatte am Abend, den 6. Juni, lange gewacht und über die mir zugegangenen Warnungen nach-

gedacht. Als ich endlich eingeschlummert war und wohl ein paar Stunden geschlafen haben mochte, erweckte mich ein Geräusch in Aglaias Zimmer.

Eine Weile lauschte ich — bald war es still — dann wieder schienen leise Fußtritte sich dort zu bewegen, ich hörte auch ein vorsichtiges Flüstern. Ich dachte an Diebe.

Endlich rief ich: „Aglaia! Bist du wach? Ist jemand bei dir?"

„Nein, Mademoiselle!" antwortete Aglaia.

„Aber ich höre doch Stimmen!"

„O — Sie haben geträumt. Ich stand auf, mir ein Glas Wasser vom Toilettentisch zu holen."

Beruhigt legte ich den Kopf wieder auf das Kissen.

Da hörte ich Aglaias leises Lachen — es war diesmal, als käme es von außen her und wäre unter meinem Fenster. Ich stand auf, um den Spuk meiner aufgeregten Phantasie zu verscheuchen und in ihr Zimmer zu sehen.

Da keine Verbindung zwischen den beiden Räumen vorhanden ist, mußte ich über den Flur gehen; aber die dorthin führende Tür war von außen verriegelt.

Ich erschrak so sehr, daß ich am ganzen Körper zitterte. Ich weckte Melpomene.

„Wir sind eingeschlossen, es sind Diebe im Hause," rief ich ängstlich. „Aglaia!"

Diesesmal erfolgte keine Antwort. Alles blieb still nebenan, obgleich nun auch Melpomene aufgeregt nach ihrer Schwester rief. Wir öffneten das Fenster und versuchten die Dunkelheit mit den Blicken zu durchdringen. Wir schrieen in unsrer Angst um Hilfe, aber da das Ehepaar Propontis und die Dienerschaft in einem andern Teil des Hauses schliefen, hörte uns niemand.

„Aglaia wird sich irgend einen Scherz gemacht haben," tröstete Melpomene, während ich in Tränen ausbrach.

Sie hatte gut reden, mir ahnte, daß etwas Schreckliches vorgegangen war, für das ich die Verantwortung zu tragen haben würde.

Wie endlos lang war diese Nacht! Endlich, als der Morgen dämmerte und wir aufs neue ans Fenster traten, sahen wir an dem offenen Fenster von Aglaias Zimmer eine Leiter lehnen.

„Sie ist entführt," schrie Melpomene mit einem freudigen Schrecken, und ich sank bebend auf einen Stuhl.

Als uns das Hausmädchen endlich aus unsrer Gefangenschaft erlöste, bestätigte sich unsre Vermutung. Aglais Bett war unberührt, Kleider und Wäsche lagen im Zimmer zerstreut umher, ihren Schmuck hatte sie mitgenommen. Also war die Entführung jedenfalls nicht gegen ihren Willen geschehen. Das beruhigte mich etwas. Herr Validoles war ein

ſo guter Vater, warum hatten ſich die Liebenden nicht vertrauensvoll an ihn gewandt? Es war mir unerklärlich.

Madame Propontis geriet, als ſie die unangenehme Nachricht hörte, in eine Aufregung, die ich dieſer phlegmatiſchen Frau niemals zugetraut hätte. Sie ſchrie und ſchluchzte und lief wie eine Wahnſinnige im Hauſe umher, während Herr Propontis nur ſchlechte Witze machte und Melpomene augenſcheinlich neidiſch auf ihre Schweſter war.

— — Ob ich eine Ahnung habe, wer der Entführer ſei, wurde ich gefragt.

— Nein, ich hatte keine Ahnung. Die Tante riet auf den Vicomte.

„Der würde eher Mademoiſelle entführt haben," rief Melpomene.

Mit ſchwerem Herzen fuhr ich nach der Stadt, um die Eltern meiner Zöglinge von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Unterwegs verſuchte ich mich damit zu tröſten, gerechterweiſe könne man mir Aglaias Leichtſinn kaum zur Laſt legen. Dennoch fand ich es nur zu begreiflich, daß Monſieur Validoles, als er von mir den Sachverhalt erfuhr, in einen heftigen Zorn geriet. Mir hatte er ſeine Töchter anvertraut, ich war ihre Erzieherin und Dame d'honneur! Warum hatte ich ſie nicht beſſer beaufſichtigt? Er befahl mir wütend und mit ſo heftigen Geſtikulationen, daß ich fürchtete, er würde mich

ſchlagen, ich ſolle ſein Haus auf der Stelle verlaſſen, und natürlich könne ich unter den Verhältniſſen nicht verlangen, daß er mir irgend einen Gehalt zahle. Ich ſolle froh ſein, wenn er mich nicht vor Gericht verklage.

Weinend bat ich ihn, ſo etwas Schreckliches nicht zu tun, und verſuchte mich zu faſſen.

Das Peinlichſte war mir, daß die Scene vor Zeugen ſtattfand. Die alte Sklavin war ſofort in den Salon gekommen, als ſie bei meiner Ankunft mein verſtörtes Geſicht erblickt hatte. Obgleich ich Herrn Validoles um ein Geſpräch unter vier Augen bat, ſchickte er weder ſie noch den Hauswirt hinaus, mit dem er ſich gerade in einem heftigen Wortwechſel befand, als ich eintrat.

Der Hauswirt, ein alter, fetter, ſchmutziger Grieche, begann widerlich zu grinſen, als er die Geſchichte hörte, und ſchrie auf griechiſch in mein Geſpräch mit Herrn Validoles hinein. Mahmudye ſchlug ſchallend die Hände zuſammen und ſtieß arabiſche Ausrufe des Erſtaunens und der Empörung aus. Sie fragte beſtändig, ob beide Mädchen geraubt ſeien?

Plötzlich, während ich noch wie betäubt von dem Schlag, den mir die Kündigung meiner Stellung verſetzt hatte, vor Herrn Validoles ſtand, wendete ſich der Hauswirt mit irgend einer heftigen Beſchuldigung gegen die Sklavin. Sie ſchimpfte als Antwort, wie nur dieſe wütende ſchwarze Katze ſchimpfen kann, und

mit einemmal war sie mit dem alten Griechen in eine regelrechte Prügelei verwickelt. Entsetzt floh ich aus dem Zimmer, um dem widerwärtigen Anblick zu entgehen.

Die ganze Wohnung wurde durchdrungen von grauenhaftem Geschrei und Geheul, als kämpften wilde Tiere dort in dem Salon mit den gelben Atlasmöbeln.

Ich suchte Frau Validoles, um von ihr Abschied zu nehmen, fand sie aber nicht, und begab mich dann auf mein Zimmer, um meine Sachen einzupacken.

Mit Erstaunen bemerkte ich an allen Gegenständen große Siegel. Im nächsten Zimmer traf ich einige Herren und einen Gerichtsdiener in seiner prächtigen Uniform, mit der goldgestickten Jacke und dem krummen Säbel, beschäftigt, auch hier die Schränke zu versiegeln.

Ich erbat mir Auskunft über dieses Verfahren. Man sah mich mißtrauisch an und gab mir keine Antwort.

Ich begann einige meiner Bücher von dem Wandbrett herunterzunehmen, als einer der Herren meinen Arm faßte und höflich aber streng sagte: „Das geht nicht an, Mademoiselle! Nachdem die Firma Validoles sich heute morgen fallit erklärt hat, gehört alles im Hause bis zur Abwickelung der Geschäfte den Gläubigern.“

„Aber diese Bücher, diese Wäsche und Kleider

ſind mein Eigentum, ich bin als Gouvernante hier im Haus," antwortete ich, vor Schreck zitternd.

Der Beamte zuckte die Achſeln. „Das wird ſich ſpäter erweiſen. Vorläufig iſt es unſre Pflicht zu retten, was zu retten iſt." Er ſah mich drohend an. „Man hat, wie es ſcheint, ſchon alles Koſtbare beiſeite geſchafft."

Beſtürzt ſchwieg ich.

Noch einen ſchwachen Verſuch zur Wiedererlangung meines Eigentums machte ich, indem ich Herrn Validoles aufſuchte, um ihn zu bewegen, mir durch ſein Zeugnis zu beſtätigen, daß die Gegenſtände mein ſeien. Vergebens! Herr Validoles kam und ſchrie, er ſei ein betrogener Vater, er wolle ſeine Tochter durch die Gerichte ſuchen laſſen, dem Entführer den Prozeß machen, und er wiſſe nicht, ob dieſer Plunder mir oder ſeinen Töchtern gehöre.

Als ich mich aus dem Wirrwarr entfernen wollte, begegnete mir Mahmudye mit blutendem Geſicht und lachte mich triumphierend an. „Der Hund wird mich nicht wieder eine Diebin ſchelten," gurgelte ſie und verſteckte in ihrem zerriſſenen, geblümten Baumwollenkittel einige ſilberne Löffel.

„Wo iſt die Frau, Mahmudye?" fragte ich.

„Allah il Allah, ſie iſt bei ihrer Schweſter in der Frankenſtraße. Ich will zu ihr und das neue Unglück berichten. Dieſe Überraſchung!"

Dabei lachte ſie wieder über ihr ganzes ſchwarzes

Gesicht und begann eins ihrer häßlichen arabischen Lieder zu singen. Ich lief eilig die Treppen hinunter, um ihr zu entkommen.

Wohin nun mit mir?

In meiner Ratlosigkeit kam mir der Gedanke an Mr. Mac Naughton. Ja — ich wollte zurück nach Ramleh. Propontis würden mir für einige Stunden den Aufenthalt in ihrem Hause nicht verweigern. Ich wollte dann einen Boten zu Mr. Mac Naughton schicken und ihn bitten, zu mir zu kommen. Er würde mir sagen, wo ich ein Unterkommen finden könne, und mir helfen eine andre Stellung zu suchen. Wenn ich mir sein stilles, vornehmes, kluges Wesen, sein freundliches Auge vorstellte, überkam es mich wie ein glücklicher Frieden in aller Verwirrung.

Noch in Alexandrien auf dem Bahnhof traf ich Melpomene in Begleitung ihrer Tante und meines schlecht und eilig gepackten und verschlossenen Handköfferchens.

Madame Propontis setzte mir aufgeregt auseinander, sie wolle die Verantwortung nicht tragen, Mädchen, die solche Streiche machten, länger in ihrem Hause zu beherbergen, und sei im Begriff, Melpomene ihren Eltern zurückzubringen. Ich berichtete, in welchem Zustand ich das Haus gefunden, und daß mich Herr Validoles entlassen habe.

Melpomene stieß, trotz der Leute im Wartesaal, einen hellen Schrei aus und fiel mir um den Hals.

„Mademoiſelle, Sie dürfen nicht von uns gehen! Was ſoll ich ohne Sie beginnen?“ ſchluchzte ſie, wie es ſchien mehr über meine Verabſchiedung, als über den Bankerott ihres Vaters erſchrocken.

Madame Propontis redete nun ernſt auf ſie ein; ſie ſolle den Kummer ihrer Eltern nicht vermehren und ſich in die traurigen Verhältniſſe ſchicken, dann ging ſie hinaus, um einen Wagen zu nehmen.

Kaum hatte ſie den Rücken gewandt, ſo faßte mich Melpomene heftig am Arm, zog mich an ſich und flüſterte mir zu:

„Ich weiß, bei wem Aglaia ſich aufhält! Als unſer Diener vom Markte kam, hat er den Koch von Mr. Mac Naughton geſprochen, und der hat ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit mitgeteilt, daß ſein Herr Beſuch von einer Dame empfangen habe ...“

Mr. Mac Naughton — — Nein, nein! auf ihn wäre ich niemals verfallen. Er ſchien mir hoch, hoch über ſolchen Abenteuern zu ſtehen. Und wie äußerte er ſich noch am Abend vor der Entführung über die Levantiner . . . Wahrſcheinlich tat er das, um mich irrezuführen.

„Ich liebe die Schönheit — —“ Nun ja, er hat das in ſeinem Leben bewieſen — zuerſt Corinne Lavigne — und dann, nachdem ihn dieſe verlaſſen hat, iſt er töricht genug, ſich Aglaia an den Hals zu werfen! Aglaia — der der Begriff „Treue“ etwas

vollständig Unbekanntes ist. — Ach — es ist wohl schlecht von mir, daß ich so von ihr denke. Mir ist schwindlig — das Herz tut mir weh. Wie häßlich ist das alles!

Als Melpomene und Madame Propontis mich, ganz erfüllt von ihren eigenen Angelegenheiten, auf dem Bahnhof stehen ließen und ich absolut nicht wußte, wohin ich mich ohne einen Pfennig Geld in dieser großen fremden Stadt wenden sollte, fielen mir die freundlichen Schwestern des deutschen Krankenhauses ein. Als ich zu Ostern die protestantische Kirche besuchte, hatte ich beim Verlassen derselben einige Worte mit ihnen gewechselt, und sie dann einmal besucht. Ich nahm mir also einen kleinen Araber, um meinen Koffer zu tragen, und wanderte dem Hospital zu. Man gewährte mir gastliche Aufnahme für die Nacht, als man meine traurigen Erlebnisse hörte.

Ach, ich habe ein hübsches Zimmer und sehe hinaus in den schattigen Garten, der diesen herrlichen Palast umgibt. Aber auf der weißen Marmorterrasse sitzen nur Kranke in blauen Flanelljacken und weißen Zipfelmützen — hin und wieder taucht eine Schwester auf und verschwindet leise wieder. Alles ist totenstill und ernst in diesen weiten, hallenden Korridoren, diesen hohen Sälen, wo das Leiden und der Tod wohnen.

Ist das noch mein Sonnenland?

Den 9. Juni.

Eben hat mich der Vicomte verlassen. Ich tat ihm unrecht. In der Not bewährt er sich mir als ein Freund. Sobald er gestern Abend von Aglaias Entführung und von dem Bankerott gehört hat, ist er zu Validoles' gegangen, um sich nach mir umzusehen. Dort erfuhr er von Melpomene meinen Aufenthalt. Ich hatte ihr meine Adresse schriftlich mitgeteilt. Der Vicomte sagte mir, daß er die Katastrophe längst gefürchtet habe. Er wollte auch auf die Entführung zu reden kommen. Aber ich lenkte das Gespräch ab. — Ich konnte Mac Naughtons Namen nicht aus seinem Munde hören.

Dann fragte er mich, ob ich zu seiner Tante, der Marquise d'Orvelle, als Gesellschafterin gehen wolle. Sie suche schon seit längerer Zeit eine junge Dame, welche bei ihren Empfangsabenden den Tee bereiten und mit ihr ausfahren solle. Diese Obliegenheiten schienen mir freilich nicht schwer zu erfüllen, indessen zögerte ich, auf das Anerbieten einzugehen. Ich meinte, es wäre wohl richtiger, eine Stellung als Erzieherin zu suchen, um meine Kenntnisse nicht ganz brach liegen zu lassen. Der Vicomte warnte mich, ohne genügende Empfehlungen etwas anzunehmen. Ich könnte es noch schlimmer treffen, als bei Validoles'. Er rühmte seine Tante als eine liebenswürdige Frau, der er oft von mir erzählt habe. Sie sehne sich, meine Bekanntschaft zu machen, und werde mich

wie eine Mutter behandeln. Er malte mir alles verführerisch aus. Ich besann mich vergeblich, wo und in welcher Beziehung ich den Namen der Marquise d'Orvelle schon gehört habe. — Jedenfalls aus dem Munde meiner Schülerinnen; daß es in keiner günstigen Bedeutung war, weiß ich gewiß. Aber ich glaube, auf ihre Geschichten ist wirklich nicht viel Gewicht zu legen.

Der Vicomte hat mich überredet, mich seiner Tante im Laufe des morgenden Tages vorzustellen. Mein Gefühl sträubt sich dagegen, meine Stellung durch seine Vermittelung zu erhalten. Aber hier kann ich nicht länger als einige Tage bleiben. Das Haus ist ja nur für die Aufnahme von Kranken eingerichtet. Die Oberin will sich für mich bemühen, aber sie meint auch, es sei schwer, so schnell etwas zu finden.

Der Vicomte fragte mich, ob ich in Geldverlegenheit sei, und als ich ihm dummerweise mit einem ärgerlichen Lachen mein Portemonnaie zeigte, in dem sich noch zwei Franks befanden, äußerte er sich empört über Herrn Validoles' heimtückisches Verfahren gegen mich und bat mich in sehr zarter Weise, mir aushelfen zu dürfen.

Natürlich lehnte ich dieses Anerbieten ab. Es erfaßte mich wieder ein großes Unbehagen, diesem Manne verpflichtet zu sein. — Was soll ich tun?

Den 10. Juni.

Nun soll ich sie doch beide wiedersehen, Aglaia und ihren Mann. — Sie sind gleich mit dem ersten Zuge am andern Morgen nach der Stadt gefahren und haben sich nach griechischem Ritus trauen lassen. Das hat Melpomene ebenfalls durch die Dienstboten erfahren.

Das gute Kind war eben bei mir und weinte sich recht aus. Sie fühlt sich vereinsamt zwischen der stumpfsinnigen Mutter, dem ganz mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigten Vater und der alten Sklavin. Es bewegte mich, als sie mich mit ihren großen braunen Augen treuherzig ansah und traurig sagte: „Ach Mademoiselle, ich bin bei Ihnen an etwas andres gewöhnt worden — ich schäme mich, wenn ich der Unterhaltung von Mama und Mahmudye zuhöre! Das Lernen ist mir lieb geworden. Wie soll ich ohne Sie fertig werden!“

Ich tröstete sie und versprach ihr, auch ferner ihre gute Freundin zu bleiben. Das arme Mädchen suchte ihren Vater zu entschuldigen, daß er mir den Gehalt verweigert habe. Es sei in der augenblicklichen Geldverlegenheit geschehen und in großer Aufregung. Das verstand ich vollkommen. Sie zog verlegen ein schönes Armband mit Brillanten hervor und bat mich, es von ihr anzunehmen. Ich suchte ihr klar zu machen, daß sie kein Recht habe, diesen Schmuck zu verschenken, daß ich an ihrer Stelle mein

Eigentum den Gläubigern meines Vaters zur Verfügung ſtellen würde.

Sie antwortete: „Aber Mademoiſelle, Papa macht ja ſo oft Bankerott, da kann man doch nicht von mir verlangen, daß ich jedesmal alles, was ich beſitze, dieſen Leuten opfere. Warum vertrauen ſie ihm denn ihr Geld immer wieder an?“

Darauf wußte ich nichts zu erwidern. Aber ihr Armband mochte ich ſo wenig nehmen, wie das Geld des Vicomte. Lieber erſuche ich die Diakoniſſinnen, mir ein paar Franks zu borgen.

Melpomene bat mich noch ſchließlich, ich möchte zu ihrer Schweſter gehen und meinen Einfluß bei ihr geltend machen, damit ſie ihren Vater um Verzeihung bitte. Nur dann dürfe Melpomene Aglaia beſuchen. Ich konnte ihr dieſes Verlangen nicht abſchlagen. Ich weiß, daß auch Aglaia viel von mir hält, und Melpomene meinte, ſie würde mir alles zulieb tun. Vielleicht kann ich eine Verſöhnung zwiſchen den Familien herbeiführen.

Wie konnte ſich nur ein beſonnener, ernſter Mann zu einer ſolchen Tollheit hinreißen laſſen! Mir iſt zu Mute, als habe ich einen ſonderbaren, verwirrten, aufregenden Traum, aus dem ich vergeblich zu erwachen ſtrebe. Das Tun und Handeln all dieſer Menſchen um mich her ſcheint mir ganz ohne Sinn und Verſtand. Liegt dieſe Auffaſſung an mir? Bin ich auf dem Wege, ernſtlich krank zu werden? In

meinen Gliedern fühle ich eine große Müdigkeit. Ich, die ich sonst bei allen Geschehnissen zuerst — oft zu meiner Qual — die komische Seite sah, möchte jetzt immerfort weinen.

Der Anblick der Kranken um mich her und ihrer schrecklichen Leiden macht mich trostlos traurig. Ich bin auch krank. Ich weiß im Grunde meines Herzens gut genug, was mir fehlt.

Den 11. Juni.

Mein Gott, in welche unangenehme Lage bin ich geraten! Wie soll ich mich daraus befreien? Eben komme ich von meinem Besuch bei der Marquise d'Orvelle zurück. Sie hatte gerade ihren Empfangsnachmittag. Ich fand die ganze Stube voll von Herren, welche Eislimonade tranken, rauchten und laut lachten und schwatzten.

Die Marquise empfing mich sehr freundlich, und nachdem auch der Vicomte mich begrüßt hatte, führte sie mich in ein Nebenzimmer, um dort über die Bedingungen meines Eintritts in ihr Haus zu verhandeln. Sie bot mir fünfzehnhundert Franks als Gehalt und nötigte mir einen Teil der Summe so dringend auf, daß ich das Anerbieten der lebhaften alten Dame nicht wohl ablehnen konnte. Hätte ich nur das Geld nicht genommen! Ich fürchte, nun bin ich gebunden. Mein lieber Gott, hilf mir! Wie soll das enden?

Die Marquise wollte mich nicht fortlassen. Sie

ſtellte mich der Geſellſchaft gleich als ihre neue Hausgenoſſin vor. Einige Herren ſtarrten mich neugierig und unverſchämt an. Aber daran bin ich hier in Alexandrien ſchon gewöhnt worden. Der Vicomte ging nicht von meiner Seite. Gewiß, ich täuſche mich nicht, ſein Benehmen war weniger rückſichtsvoll als geſtern. In einem Augenblicke, als niemand auf uns achtete, küßte er heftig meine Hand und flüſterte: „Ich danke Ihnen, Fräulein, daß Sie gekommen ſind. Sie haben mich unendlich glücklich gemacht.“

Ich ſtand auf und ſagte verwirrt, ich wünſche nach Haus zu gehen. Der Vicomte wollte mich begleiten, aber ich dankte. Er lächelte darauf und ſah mich ſo ſonderbar an. Ich empfahl mich bei der Marquiſe. Sie erwartet mich übermorgen.

Zwei Herren der Geſellſchaft ſtiegen vor mir die Treppe hinab. Sie ſahen mich nicht, weil ſie in eifrigem Geſpräch waren, und ich ging ein ganzes Stück unbemerkt hinter ihnen her.

„Die Kleine ſoll Geiſt und Witz haben,“ ſagte der eine.

„Eine gefällige Tante,“ bemerkte der andre. „Aber eigentlich doch ſkandalös!“

„Was wollen Sie, mein Beſter,“ ſagte der erſte lachend, „der Vicomte hat nun einmal eine Paſſion für die anſtändigen Mädchen, mit denen man mehr Umſtände machen muß. Es iſt die Spezialität der

Marquise, die Liebschaften ihres Neffen zu protegieren."

So sprachen die beiden Männer über mich und den Vicomte. Ich dachte, ich sollte ersticken vor Entrüstung und Scham. Haben sie recht in ihren Vermutungen? Ich glaube es, ja — ich fühle es!

Und ich habe diese Stellung angenommen, bin durch mein Wort gebunden!

Freilich liegt es in meiner Hand, den Vicomte ernst zurückzuweisen. Aber wie widerwärtig ist das!

Und dann . . . Ach — als er gestern so gut zu mir war, da dacht' ich: Vielleicht hat er dich lieb und meint es ehrlich. O, warum redet gutes, wahres Gefühl mit denselben Worten wie schlechtes, so daß man die beiden nicht unterscheiden kann? Was man aus vollem Herzen verehrt und bewundert hat, zeigt sich das nicht auch, bei Licht besehen, als klein und von geringem Wert?

Ich bin hungrig und durstig nach Liebe und Zärtlichkeit und Glück!

Ich fürchte mich so sehr vor der Zukunft. Und doch lasse ich mich ohne Widerstand von den Ereignissen treiben.

Wenn ich morgen, während ich bei Aglaia bin, nur ihm nicht begegne.

Ach — ich habe ihn so lieb gehabt.

Den 12. Juni.

Wie lang ist mir der Weg vom Bahnhof zur

Villa geworden, wie schwer das Gehen in dem heißen Sand, unter dem weiten, glühenden Himmel.

Mit zitternden Knieen und sehr zaghaftem Gemüt betrat ich die Veranda, wo wir vor so kurzer Zeit unsern Mutwillen getrieben hatten. Ich bereute es hundertmal, Melpomene mein Versprechen gegeben zu haben. Übrigens trieb mich nicht nur dies, sondern eine dumpfe, quälende Neugier zu dem Besuch.

Aglaia kam mir mit strahlendem Gesicht entgegen. Sie trug ein Negligee von hellgelber spanischer Seide und war wunderschön.

Ich wollte ihr Vorwürfe machen, uns allen einen so heftigen Schrecken verursacht und ihre Eltern so tief betrübt zu haben. Doch ließ sie mich kaum zu Wort kommen. Ihren Arm vertraulich um meine Schulter legend, schwatzte sie unaufhörlich auf mich ein. Es sei reizend, verheiratet zu sein, ihr Mann überhäufe sie mit Zärtlichkeiten — es sei zu komisch gewesen, wie ich aus meinem Zimmer nach ihr gerufen habe, während sie gerade damit beschäftigt gewesen sei, einen großen Bündel mit Toilettengegenständen durch das Fenster ihrem auf der Leiter stehenden Liebhaber zu reichen. — Die Männer seien so unpraktisch in der Besorgung der nötigsten Dinge zu einer Entführung — und ein paar Freunde ihres Mannes hätten die Leiter gehalten und so gelacht, daß ich gefürchtet habe, sie möchten die Leute im Hause wecken und den ganzen Spaß verderben. Der Vicomte sei

auch darunter gewesen. „O — das ist ein ganz Durchtriebener!“ Bei dieser Bemerkung sah sich mich schelmisch an und drohte mir mit dem Finger.

In Erinnerung an alle Ereignisse jenes Abends brach sie in ein tolles Gekicher aus, drückte sich dabei das Taschentuch vor den Mund und flüsterte: „Der Alte ist drinnen bei seiner Arbeit — o, er ist ja so gut gegen mich — aber wenn er studiert, darf man ihn nicht stören! War es nicht köstlich, wie schnell ich ihn meinen Plänen gefügig zu machen wußte?“

Ich sah sie fassungslos an.

— Wenn ich jetzt zurückdenke an jene halbe Stunde dort an Aglaias Seite in der hübschen Eingangshalle, durch deren große Fenster die Sonne breite Lichtstreifen warf, so daß die junge Frau in ihrem gelben Kleide wie in einer goldenen Verklärung zu sitzen schien, während sie die leichtfertigen Worte sprach, dann bekomme ich einen wahren Haß auf die strahlende Sonnenpracht, die all diese Torheiten so mild umleuchtete und meinen brennenden Augen so wehe tat.

Aber ich mußte noch ganz andre Dinge hören! Mir ist, als habe ich heute meine unbefangene Jugend für immer begraben.

Ich fand endlich Gelegenheit, meinen Auftrag auszurichten. Ich sehnte mich darnach, das Haus zu verlassen. Beständig mußte ich nach der Tür blicken, die zu Mac Naughtons Zimmer führte und die in

tiefem Schatten lag. Ich fürchtete mich grenzenlos vor dem Augenblick, wo er dort heraustreten werde.

Aglaia blickte mich erstaunt an, als ich ihr den Zorn ihres Vaters schilderte und ihr vorhielt, sie müsse ihn um Verzeihung bitten.

„Aber mein Gott," sagte sie verdutzt, klatschte dann in die Hände und rief: „Das muß ich sagen, Papa spielt seine Rolle gut! O Mademoiselle, Sie haben ihm diesen Zorn geglaubt? Aber er hat mich ja zu der ganzen Geschichte angeleitet! Das sollen Sie hören. Jetzt kann ich davon reden. Es ist mir schwer genug geworden, ein Geheimnis so lange zu hüten. Ich lief deshalb auch so oft von Ihnen fort. Und dann natürlich auch, um unbemerkt zu den Rendezvous zu kommen, die wir uns bei der Lavigne gaben."

„Bei der Lavigne?" fragte ich und faltete ergeben die Hände. Nun sollte mich nichts mehr in Erstaunen setzen.

„Die Sache war sehr wichtig," sagte Aglaia ernst und fuhr dann eifrig fort, mir weiter zu berichten:

„Papa hatte mich mit Herrn Nivero verlobt, weil er ein vermögender Mann ist und Papa hoffte, er würde ihn mit seinem Kapital unterstützen. Ich mochte Nivero nicht sehr gern, und dann lernte ich Mac Naughton kennen . . . Papa willigte in die Auflösung der Verlobung, weil es Herrn Nivero nicht

einfiel, Geld in Papas Geschäft zu stecken. Aber nun mußte die Sache klug angefangen werden.

„Papa hatte schon damals große pekuniäre Schwierigkeiten. Wenn das Mac Naughton erfuhr — mein Himmel, auch die Engländer sind Geschäftsleute! Er hätte, wenn er in aller Form anhielt, doch jedenfalls Papa nach meinem Heiratsgut gefragt. Das mußten wir vermeiden, und dann — ach, die Männer werden ja immer feuriger, sobald man ihnen Schwierigkeiten in den Weg legt. — Natürlich mußte Papa seine Falliterklärung hinausschieben, bis ich getraut war. Himmel, hatte ich Angst, es könne in letzter Stunde noch etwas die Entführung verzögern! Papa hatte mir gesagt, daß am siebenten der letzte Termin sei, länger könne er sich nicht mehr halten! Ich benachrichtigte ihn auch gleich!"

„Und so, so betrügen Sie ihren Mann?" stotterte ich, vor Staunen und Empörung war mir die Kehle wie zugeschnürt.

Aglaia wurde rot, aber nicht aus Scham. Sie sah mich mit einem so innigen Blick an, wie ich ihn in ihren wundervollen Augen noch niemals gesehen hatte, faßte meine beiden Hände und sagte glühend, strahlend, heiter: „O Mademoiselle, wenn er gewußt hätte, daß ich arm sei, würde er mich nicht geheiratet haben! Ich aber, ich liebte ihn, ich mußte ihn besitzen! Und nun — nun — Sie können es glauben, nun ist er glücklich!"

Ich erinnere mich, daß ich im Begriff war, zu antworten, daß ich mir keine Liebe ohne gegenseitiges Vertrauen denken könne, oder etwas dergleichen, und daß ich es nicht aussprach, sondern Aglaia staunend und schweigend betrachtete. Sie hatte sich in die Kissen des türkischen Divans zurückgeworfen und die Arme unter dem Nacken verschlungen. Wie ein herrliches Bild lag sie da, das blauschwarze Haar von der Sonne mit blitzenden Funken überstreut; das Antlitz mit dem Götterprofil und dem runden Kinn ganz in ein holdes, träumerisches, seliges Lächeln getaucht.

Ich weiß nicht, warum ich ihren Anblick nicht ertragen konnte, es war mir, als müsse ich im nächsten Augenblick laut aufschreien, um nicht zu ersticken. Wahrscheinlich bin ich aufgesprungen und besinnungslos hinausgelaufen, denn ich befand mich plötzlich auf der Veranda, ohne zu wissen, wie ich dorthin gekommen.

„Mademoiselle, was haben Sie — ist Ihnen nicht wohl?“ rief Aglaia aus dem Zimmer, da wurde eine der Jalousieen, die zerbrochene Jalousie, durch welche wir damals die Granate gesteckt hatten, zurückgeschlagen. Mr. Mac Naughton erschien in dem Rahmen, mit seinem alten, wehmütigen Lächeln auf dem ruhigen, blassen Gesicht. Ich nahm mich zusammen und grüßte ihn gemessen.

„Fräulein Dürner!“ rief er heiter, „Sie wollen

uns verlaſſen, ohne daß ich von Ihrem Hierſein erfahre? Das iſt nicht recht von Ihnen!"

Er reichte mir die Hand durch das Fenſter.

„Hier ſind ja inzwiſchen ſo ſeltſame Dinge vorgegangen, darüber müſſen wir uns ausſprechen," ſagte er mit gedämpfter Stimme und zog mich an der Hand ein wenig näher.

Ich machte mich frei, meine Lippen zitterten, kaum konnte ich die Tränen zurückhalten. Es war ein qualvoller Augenblick. Ich wäre am liebſten fortgeſtürzt, weit fort, aber mein Stolz ſagte mir, ich müſſe bleiben und gleichgültig mit ihm reden.

Was ich ſprach, war, wenn ich es jetzt überlege, ganz das Gegenteil von dem, was ich zu äußern beabſichtigte.

„Aglaia iſt ja ſo ſchön," murmelte ich, „und Sie lieben ja die Schönheit!"

Ich war ſo verwirrt, daß ich ihn nicht anſah, ich hörte nur, wie aus weiter Ferne, daß er antwortete: „Ja, ich bekenne es, ich habe dieſe Schwäche! Ich habe darum auch die Sache protegiert. Obwohl ich meinen Neffen ernſtlich gewarnt habe, ſah ich doch ſofort, daß er den kurzen Rauſch und dann die bittere Ernüchterung ſelbſt erleben wollte — genau wie einſt ſein Onkel. Es iſt traurig, daß man die Lehren, die das Leben einem gibt, niemals andern Leuten zu gute kommen laſſen kann."

Ich verſtand ihn nicht. Ich weiß, daß ich einen

Augenblick fürchtete, ich hätte vielleicht auf dem Wege vom Bahnhof nach der Villa einen Sonnenstich bekommen, und deshalb erscheine mir alles, was Aglaia und Mr. Mac Naughton geredet, so unzusammenhängend.

„Kind," sagte er plötzlich erschrocken, und beugte sich weit aus dem Fenster zu mir, die taumelnd zurückwich. „Sie sind krank! — Madame, bringen Sie doch ein Glas Wasser, etwas Erfrischendes — Eis — Wein!"

Während dieser ängstlichen Ausrufe war er aus dem Fenster gesprungen, nahm mich zart in seinen Arm und leitete mich ins Zimmer zurück, auf einen Stuhl.

Hier brach ich in ein heftiges Schluchzen aus. Alle Kraft hatte mich verlassen.

Aglaia kam herbei, er tauchte ein Tuch ins Wasser und drückte es mir an die Stirn. O, wie gut war er gegen mich und wie besorgt seine lieben Augen mich anblickten!

„Ich war gestern bei Propontis' und wollte mich nach Ihnen umsehen, wurde aber nicht vorgelassen," sagte er, als ich mich etwas erholt hatte. „Ich fürchte, diese Sache hat Sie sehr erschreckt."

Ich nickte stumm.

Er wandte sich zu Aglaia.

„Sehen Sie, das kommt von Ihren Streichen,

meine Liebe," ſagte er ärgerlich. Sie warf die Lippen auf und ſandte ihm einen ſpöttiſchen Blick zu.

Als ich die beiden Menſchen zuſammen ſah, fiel es mir plötzlich wie eine Binde von den Augen und wie eine Laſt von der Seele. Nicht er liebte ſie — — nicht er hatte ſie entführt — es war der Neffe!!

Er hatte dem jungen Paar nur den Zufluchtsort vor dem vermeintlichen Zorn des Vaters in ſeinem Hauſe gewährt.

Aber etwas andres, etwas unſagbar Wonnevolles ahnte ich in demſelben Augenblick, wo alle Kraft der Selbſtbeherrſchung von mir gewichen war und wo der Anblick meines Leidens genügte, auch ihm jede Faſſung zu rauben.

Aglaia hatte das Zimmer verlaſſen — ſie hat mir nachher geſagt, warum ſie es tat — wie fein und wie roh iſt ſie zu gleicher Zeit!

Er nahm meine Hände in die ſeinen und küßte ſie leiſe und ſah mich forſchend an und murmelte: „Mein Kind, mein Kind, was hat man dir getan?"

O, wie mir die Wangen glühen, wie mein Herz brennt, während ich dieſe Worte ſchreibe.

Er hat mich lieb gehabt vom erſten Augenblick an, wo er mich ſo beſchämt zwiſchen den Mädchen ſtehen ſah.

Und als ich ihm berichtete, daß ich geglaubt habe, Aglaias Schönheit mache Eindruck auf ihn, da lächelte

er und ſagte: „Kind, es gibt etwas, das reizvoller iſt, als alle Schönheit der Welt! . . .“

Ich fragte, was es ſei, er aber küßte mich ſtatt der Antwort auf den Mund.

Ich bin ſein eigen nun und immer!

Im Juli.

Die Oleander blühen in roter Pracht, der Springbrunnen glitzert. Neue grüne Ranken umziehen die Veranda — mein liebſter Mann hat wieder lachen gelernt — und ich bleibe im Sonnenland!

Evis Makel

Novellette

Eine alte Jungfer wurde begraben. Höfliche Leute sagten: das alte Fräulein.

„Fräulein?“ fragte jemand.

„Nun ja — sie war doch nicht Frau!“

„Nein — Frau — das war sie freilich nicht ...“

Über dem Sarge der Dahingeschiedenen lag eine kleine bescheidene Myrtenkrone. Alle Welt konnte sie sehen, und viele, die aus Neugierde auf den Kirchhof gelaufen waren, stießen sich gegenseitig an und machten sich darauf aufmerksam.

Die Verwandten ließen Fräulein Evi anständig begraben. Sie hatten sie auch im Leben niemals ganz fallen lassen.

Der Prediger hielt eine schöne Rede, in der er das sanfte, hilfreiche Wesen der Verstorbenen pries. Etwas Vorsichtiges lag in seinen Worten, eine milde Schonung der Familie gegenüber und auch in Bezug auf die Beurteilung der Toten.

„Nur Gott allein kann in das Verborgene schauen,“ so deutete er an, „laßt uns darum nicht verdammen. Eines wollen wir festhalten: sie hat

viel geliebt — und wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden."

Die Verwandten, Männer in guten Lebensstellungen, beugten ihre schwarzen Gestalten und warfen mit ernsten Gesichtern eine Hand voll Erde auf den Sarg. Das klang jedesmal wie ein dumpfes, zorniges und doch gleichgültiges Poltern, womit der Entschlafenen Lebewohl gesagt wurde. Die Frauen in ihren Kreppschleiern weinten. Aber zu Hause hingen sie die schwarzen Hüte für den nächsten Sterbefall in den Schrank; denn eigentlich war Evi doch nur entfernt verwandt gewesen, und länger brauchte man durch seine Trauer nicht an diese Verwandtschaft zu erinnern.

* * *

Vor zweiundzwanzig Jahren saß Evi an dem Sterbelager ihrer Mutter. Das Mädchen war nicht mehr jung, aber doch nicht alt, und verlor in dieser Nachtstunde bei dem trüben Schein der verhängten Lampe das einzige Geschöpf, für das sie gelebt und das sie geliebt hatte. Je notwendiger ihre Fürsorge ihrer Mutter geworden war, desto mehr hatte sich die töchterliche Pietät in ihr zu angstvoller Zärtlichkeit verwandelt, und darüber verlor sie endlich das Verlangen nach leidenschaftlicheren Freuden. Gefallsüchtig war sie nie gewesen, aber sie hätte natürlich gern geheiratet und ein Kindchen gehabt.

Mitunter wunderte sie sich, daß kein Mann sich die Mühe gab, sie in ihrem verborgenen Dasein aufzusuchen, denn ihre Mutter hatte ihr gelehrt, daß ein pflichttreues, häusliches Mädchen besser zur Ehe tauge, als andere. Trotz eines inneren Widerspruches glaubte sie das auch sehr lange.

Nun lag die Zukunft vor ihr wie ein dunkler, luftleerer Raum.

Als das Röcheln, dem sie zitternd lauschte, plötzlich aufhörte, noch eine zuckende, tappende Bewegung der alten Frau und ein Atemzug erfolgte und dann alles still war, stand Evi eine Weile stumpf und betäubt und starrte auf das eingefallene Gesicht mit dem offenen Munde. Ein Frieren ergriff sie, daß ihr die Zähne gegeneinander schlugen. Und dann schrie sie laut auf in ihrer großen Angst.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie wollte nun für andere leben.

Ein paar verheiratete Freundinnen baten das trauernde Mädchen, recht viel zu ihnen zu kommen.

„Sieh mal, da sind unsere Kinder! Du weißt nicht, was solche kleinen Geschöpfe für ein Trost in jedem Kummer werden können. Mit ihren süßen Schwatzmäulchen, mit ihrer unbekümmerten Fröhlichkeit sind sie unser ganzes Glück! Habe sie lieb — beschäftige dich mit ihnen! Du bist uns eine Hilfe, und dir wird der Verkehr mit ihnen gut tun."

Evi folgte diesem Rat. Sie hatte eine Sehnsucht

nach Kindern und verstand gut mit ihnen umzugehen. Die kleine Gesellschaft hing bald mit Zärtlichkeit an ihr. Das hatten die Mütter nicht gemeint. Sie nahmen wohl gern die Liebe und die Zeit und die Geduld dieses einzelstehenden Mädchens für ihre Kleinen in Anspruch — aber die Liebe der Kinder gehörte doch ganz allein der Mutter, die wollten sie doch nicht mit jemand teilen!

Als Evi dies fühlte, überkam das alte Verlangen nach einem eigenen Kinde sie mit einem neuen, gewaltsamen Schmerz. Sie beneidete nicht nur die Frauen aus der guten Gesellschaft, die sich im Besitz eines Hausstandes und einer Familie befanden, ihr Neid umschlich mit einer scheuen Gier zuletzt jede arme Dienstmagd, jedes verkommene Weib, das sich Mutter nennen durfte. Zuletzt faßte sie den Entschluß, ein Kind zu adoptieren.

Bei Lebzeiten ihrer Mutter wäre das ja nicht angegangen. Aber nun hatte sie Zeit und Geld genug. Fünfhundert Taler jährlich, damit konnte sie ein kleines Geschöpf schon hegen und pflegen. Sie selbst hatte wenig Bedürfnisse. Irgend eine Scheu jedoch hinderte sie, ihren Plan den Verwandten mitzuteilen. Bei einer leisen, vorsichtigen Andeutung hatten diese sofort von überspannten Ideen gesprochen. Evi konnte sich also denken, daß sie deren Spott zu tragen haben würde.

Aber wie konnte das in die Wagschale fallen

gegen das große, große Glück, das ſie genießen würde, wenn ſie nur den Mut hatte, ein kleines, fremdes, hilfloſes Weſen an ihr einſames Herz zu nehmen. Ganz, ganz klein mußte es ſein, und beide Eltern mußten tot ſein, damit ſie es allein für ſich haben konnte.

Evi beſchäftigte ſich noch mit dieſem Plan wie mit einem Lieblingsſpielzeug — da ſtand plötzlich — erſchreckend plötzlich — ſeine Erfüllung vor ihr. Sie brauchte nur zuzugreifen. Und ſie griff zu!

Bei einer Reiſe ins Gebirge war's. Die Mutter, ein Fabrikmädchen, war während der Geburt geſtorben, der Vater unbekannt. Das Würmchen wurde von der Gemeinde zur Pflege ausgeboten.

Evi nahm das verlaſſene Menſchenweſen in ihre freudezitternden Arme. Und wie zaghaft und wonnetrunken ſie es küßte, als ſie es zum erſtenmal allein auf dem Schoße hielt! Sie zog ihm geſtrickte Jäckchen an und ſetzte ihm Mützchen auf, die ſie ſelbſt einmal getragen und die ihre Mutter ſorgſam bewahrt hatte. Aufmerkſam ließ ſie ſich von der Wartefrau, vom Arzt in der Kinderpflege unterrichten. Mit welchem Entzücken ſprang ſie des Nachts mit nackten Füßen an die Wiege, wenn das Kleine ſchrie oder ſich auch nur bewegte.

Ein paar Wochen blieb ſie noch auf dem Dorfe, wo ſie ihren Schatz gefunden hatte, wo man ſie pries und die Frauen über ſie lachten, aber gutmütig zu-

ſtimmend lachten. Dann kehrte ſie freudeſtrahlend und von einem kräftigen Stolz erhoben an ihren früheren Wohnort zurück.

Hier war die Verwunderung und die Mißbilligung ſehr groß. Ihre Verwandten machten ihr ernſte und ſarkaſtiſche Vorſtellungen. Was ſollten die Leute denken?

„Mein Leben liegt klar vor aller Augen," ſagte Evi und lächelte beinah.

Sie behielt das Kind trotz aller Bemühungen, es ihr zu verleiden, trotz aller Schwierigkeiten, die ihr der Staat machte. Oft ſchien es ihr faſt, als wäre dieſe Gewalt im Verlauf der Weltgeſchichte nur darum zu einer ſo großen Machtvollkommenheit gediehen, damit ſie jetzt ihre weitläufige Maſchinerie in Bewegung ſetzen konnte, um dem winzigen Waiſenkindchen die warme Stelle auf ihrem Schoß und an ihrer Bruſt ſtreitig zu machen. Man kannte das arme Mädchen ſchon in allen Amtsſtuben, und ein witziger Kopf gab ihr den Spitznamen: die jungfräuliche Mutter.

* * *

Als das Kind — es war ein Mädchen — ungefähr ein Jahr alt wurde, bekam es Skrofeln und einen böſen Ausſchlag.

„Schlechte Säfte, verdorbenes Blut," ſagte der

Arzt. „Geben Sie das Kind fort, Sie werden keine Freude daran erleben.“

Evi senkte die Augen, antwortete nicht und nahm den Kampf mit dem Krankheitsgift, welches die Entwickelung des kleinen Körpers hinderte, auf. Wenn sie alle Kräfte ihres Leibes, ihres Geistes, ihres Herzens daran setzte, mußte sich dieses schreckliche Erbe von Elend und Not besiegen lassen!

„Da sieht man, was daraus entsteht, wenn eine alte Jungfer sich mit Kinderpflege abgeben will!“ riefen Evis verheiratete Freundinnen. „Sie wird den armen Wurm noch völlig zu Grunde richten!“

Sämtliche junge Frauen waren einig in der Ansicht, daß Evi ohne den Trauring und die Qualen der Geburtsstunden kein Recht auf Mutterglück und Mutterſorgen habe. Es war einfach lächerlich, wenn sie sich dieselben anmaßte.

Evi hatte keine Zeit, auf den sonderbaren Haß, der ihr da plötzlich entgegensprühte, zu achten. Die kleine Lina mußte Salzbäder nehmen, sie mußte Kuren aller Art durchmachen. Dazu reichten die fünfhundert Taler bei weitem nicht. Evi übersetzte für Journale, sie stickte und nähte für Weißwarengeschäfte. Sie suchte durch diese verschiedenen Verdienstquellen, die einzelstehenden Damen geöffnet sind, ihre Einnahmen zu vergrößern, und die Demütigungen und Abweise, die damit verknüpft sind, nahm sie ruhig in den Kauf.

„Ich glaube wahrhaftig, das Kind bleibt am Leben und gedeiht," sagte der Arzt. „Eine Pflege, die das möglich macht, ist bewunderungswürdig! Und das alles für ein fremdes Kind!"

„Ob da nicht doch die Natur sich verraten hat?" fragten die Männer im Klub. Der Doktor zuckte die Achseln. „Man sollte eine so große Aufopferung sonst nicht für möglich halten."

Die kleine Lina bekam rosige Wänglein, dralle weiße Glieder, sie lernte laufen und endlich auch sprechen. Sie sollte ihre Pflegerin Tante nennen.

Zuweilen, in der Morgendämmerung, wenn Evi der Kleinen den Gefallen tat, sie zu sich ins Bett zu nehmen, und diese sich, warm wie ein junges Vögelchen und noch halb schlaftrunken, so recht wohlig an ihrem Herzen einnistete, wenn das nüchterne Tageslicht noch nicht durch die Gardinen drang und Evi sicher war, daß kein Mensch auf der Welt sie hören konnte, dann flüsterte sie der kleinen Lina zu: „Sag' Mama!"

Und das Kind umfaßte Evis Hals mit seinen Ärmchen, drückte sich mit seiner ganzen kleinen Kraft fest an sie, sah sie schelmisch an und hauchte ihr ins Ohr: „Mama!"

Über des Mädchens Antlitz flossen dann lautlos die Tränen herab und sie küßte das fremde Kind hundert- und hundertmal.

* * *

„Du wirſt das Ding doch nicht etwa in die höhere Töchterſchule bringen?“ ſagten die Verwandten. „Welche Verwöhnung! Erziehe es ſeinem Stande gemäß zu einer ordentlichen Dienſtmagd!“

„Hat meine Mutter mich zur Dienſtmagd erzogen?“ fragte Evi.

— — Als die kleine Lina älter wurde, begann ſie ihrer Pflegemutter zu klagen, daß die Leute wunderliche Fragen an ſie ſtellten, die ſie oft nicht beantworten könne. Und ſie wollte wiſſen, wer ihre Eltern geweſen.

„Arme Leute, ſie ſind längſt geſtorben,“ antwortete Fräulein Evi. Lina ſchien ihr noch zu jung, um ihren Frohſinn durch die genaue Wahrheit über die Verhältniſſe zu trüben.

— Niemand hatte Evi mit deutlichen Worten geſagt, daß ſie ein Gegenſtand des Tadels oder des Mitleids ſei und nur von einigen Perſonen wegen ihrer Vorurteilsloſigkeit hochgeſchätzt werde. Frauen, deren Stärke in der Kraft ihres Empfindungslebens liegt, haben ein ſenſitives Ahnungsvermögen für dergleichen. Evi hätte nicht ſagen können, ob das Mitleid, der Tadel oder die Hochſchätzung wegen Vorurteilsloſigkeit ſie am peinlichſten verwundete. Gern hätte ſie ſich ganz zurückgezogen.

Aber Lina brauchte Freundſchaften, Geſelligkeit und Freude. Wenn ſie die Treppe hinaufſtürmte, ihre Schulmappe hinwarf und ihrer Pflegemutter

um den Hals fiel, dann mit weißen Zähnen in ihr Butterbrot biß und lachte — die Leute konnten es durch die geschlossenen Fenster auf der Straße hören — und dabei zutraulich über hunderttausend verschiedene Dinge schwatzte, die ihr gerade durch den Sinn fuhren — dann strömte von ihr das Glück frisch und warm über Evi, wie die Luft eines sonnigen Maimorgens.

Und Fräulein Evi dachte stolz: Die wird die Männer anders bezaubern, als ich es gekonnt! Daß die heiratet, dafür ist mir nicht bange!

Eines Abends ertappte Fräulein Evi Linchen auf der Treppe im Arm eines Schülers mit einer blauen Mütze, der sie gerade auf den Mund küßte.

Fräulein Evi hegte die hohe Achtung vor der wahren Liebe, die all den Frauen eigen, denen Männerliebe ein unerprobtes Ideal geblieben ist. Sie sprach sehr ernst und eindringlich mit Lina. Das Mädchen sollte sich nicht wegwerfen. Sie wurde von der Zeit an ein wenig strenger und kälter gegen ihre Pflegetochter. Sie fühlte, daß da etwas Fremdes sich entwickelte, wofür sie kein Verständnis besaß.

Lina war kaum erwachsen, als sie auch schon unaufhörlich zu Schlittenfahrten, Tanzfesten und Landpartieen eingeladen wurde. Ihre Pflegemutter war oft erschrocken über die kecke und unhöfliche Weise, mit der Lina alte und junge Männer behandelte. Aber das schien diesen gerade gut zu gefallen.

Zum Heiraten kam es dabei immer noch nicht. Da war ein Herr von mittleren Jahren, der sich sehr um Lina bemühte. Er hieß der „Australier", weil er „drüben" irgendwo einmal eine Farm besessen hatte, und war ein schöner, auffallend gekleideter Mann. Evi gefiel er nicht, aber das junge Mädchen hatte ihn augenscheinlich gern, wie gern, vermochte Evi nicht recht zu ergründen. Plötzlich kam es ihr zu Ohren, daß Lina den Australier in dem Hotel, wo er wohnte, besucht habe. Evi konnte kaum die Treppen heraufkommen, nachdem sie dies von einer Freundin auf der Straße gehört hatte. Sie taumelte förmlich ins Zimmer, wo Lina in ihrer frischen, derben Schönheit sie über den Kaffeetisch hinüber lächelnd begrüßte.

„Tante, ist dir etwas?"

„Nein — nein!"

Es wurde Lina unbehaglich. Herausfordernd fragte sie: „Was ist denn nur geschehen?"

Nun gab es eine Scene — viel, viel heftiger als jene frühere.

Anfangs leugnete Lina, doch nur kurze Zeit, dann schwieg sie verstockt und bekannte dann durch kurze, zornige Einwürfe mehr, als ihre Pflegemutter gemeint, geahnt, gefürchtet hatte. Und dann verteidigte sie sich gar nicht mehr. Sie stand am Fenster und starrte trübselig auf die Straße.

Evi ließ ihre heißgeweinten Augen zu ihr

wandern und wiederholte vor Schrecken ſtumpfſinnig immerfort vor ſich hin: „Wie war denn das möglich? Wie konnte denn das geſchehen?“

Und wieder erhob der große Jammer über ihr zerſtörtes Lebenswerk und ihre verſchwendete Liebe ſich zu lauter Klage: „Du unglückliches Kind, wie konnteſt du dich ſo weit vergeſſen?“

„Das fragſt du?“ antwortete das Mädchen und ging an ihrer Pflegemutter vorüber aus dem Zimmer.

* * *

Nach Stunden und Tagen, die in einem feindlichen Schweigen zwiſchen beiden verronnen waren, trat Evi zu ihrer Pflegetochter. Sie hatte ſich überzeugt, daß dieſer Vorfall wie eine Krankheit aufgefaßt werden müſſe, die vielleicht gleich jenem Kinderſiechtum durch Geduld und Liebe und Vernunft überwunden werden könne.

„Lina,“ ſagte ſie, „ich muß dir einen Irrtum benehmen. Ich bin nicht deine Mutter.“

Lina warf ihre ſchnellen, ſcharfen Blicke über das alte Fräulein. „Alle Leute ſagen es doch,“ ſtieß ſie hervor.

„Was die Leute reden, iſt hier gleichgültig. Du ſollteſt mir glauben. Ich habe ein fleckenloſes Leben hinter mir. Darum habe ich das Recht, dich für deinen Leichtſinn zu ſtrafen. Ich könnte dich fort-

ſchicken und mich nicht mehr um dich bekümmern. Aber ich will dir nicht deine Zukunft verderben. Wir wollen beide vergeſſen, was geſchehen iſt. Ich will dich mit mir in eine andere Stadt nehmen. Dort kannſt du, wenn du gezeigt haſt, daß du ein anſtändiges Mädchen ſein willſt, dich ſpäter doch noch verheiraten und eine glückliche Frau werden."

„Heiraten!" rief Lina. „Wer wird mich denn heiraten?" Sie lachte laut und hart. „Wer hat denn ſolche Abſichten mit mir? Bin ich nicht immer als eine Ausnahme behandelt worden? Ich habe es ja doch geſehen, wie wenig geachtet ich bin und wie ſich die Männer mir gegenüber ſo viel mehr erlauben als gegen andere Mädchen. Schon, als ich noch ein halbes Kind war ... Ich wollte es dir nicht ſagen ... Du — du warſt ja doch meine Mutter!"

„Ich bin nicht deine Mutter. Hier ſind die Papiere, die deine Geburt feſtſtellen."

Lina ſah flüchtig die Aktenſtücke durch, ſie hatte nicht viel Intereſſe daran. Sie dachte an Morgendämmerungsſtunden aus ihrer erſten Kindheit und an die Tränen, die ihre Pflegemutter über ſie geweint.

Fräulein Evi fragte, ob Lina ſich überzeugt hätte.

„Ja, ja — das wird ja immer ſo gemacht ..."

„Lina —! So etwas haſt du nicht von dir ſelbſt!"

Lina wurde rot. „Jetzt willst du mich natürlich verleugnen," murmelte sie undeutlich.

Fräulein Evi hatte sie verstanden. Sie schwieg, wie vor einem unabwendbaren Verhängnis.

— Am Abend war Lina verschwunden. Sie hatte mit dem Australier die Stadt verlassen.

— Fräulein Evi lebte noch einige Jahre. Es ist selten, daß ein Schmerz die Menschen mit dem ersten gewaltigen Schlage fällt. Meist bohrt er heimlich und tückisch, bis er irgendwo eine schwache Stelle findet, von der aus er das Leben zernagen kann. Dann dauert es freilich nicht mehr lange und es heißt, derselbe Mensch sei an dieser oder jener Krankheit gestorben.

Der Hätſchel-Sünder

Novelle

Wen holst du denn, Andres?"

„Den Bruder unsrer Frau, den Türken!"

„Türke —? — I wo?"

„Sie sagen ja, er wäre Türke, oder Pascha oder so etwas," brummte der alte Kutscher. „Soll's ja weit gebracht haben."

Der Zug brauste heran. Er hielt ein Minute; eine Bauerfrau mit vielen Körben und ein großer, schlanker Herr entstiegen ihm. Aus dem Gepäckwagen wurden ein Koffer und eine Hutschachtel unsanft zur Erde befördert. Dann ging es weiter mit Pfeifen, Zischen und Rasseln.

„Onkel Hubert, Onkel Hubert!" riefen ein paar Knaben und stürzten dem Reisenden entgegen, ihm neugierig ins Gesicht starrend, während er sie küßte.

Der Gepäckträger blieb, nachdem er den Koffer auf den Wagen gehoben und seinen Lohn dafür empfangen hatte, am Schlage stehen, um den Fremdling ordentlich in Augenschein zu nehmen.

Ein Pascha — ein Türke —! Dergleichen hatte man hier noch niemals gesehen.

„Guten Abend, Herr Pascha," sagte der alte Andres respektvoll, den Zylinderhut lüftend.

„Na, na, Andres, noch immer auf dem Damm?“ Der Ankömmling blickte freundlich in das rotbäckige Gesicht, welches ihn vom Bock der ehrwürdigen großen Kutsche herunter anlachte.

Er fühlte etwas Rührung. Es war doch angenehm, aus diesem dummen, verwirrten, aufregenden Leben da draußen in den Schoß der Familie heimzukehren.

— Die Sonnenrosen standen schwarz und erfroren in dem kleinen Bahnhofgarten. Der Herbstwind schüttelte die letzten roten Blätter von den Ahornbäumen an der Chaussee und flog sausend über die Stoppelfelder, wo es nichts mehr zu zerstören gab. Der Pascha schlug den Mantelkragen in die Höhe und wickelte sich vorsichtig in seine englische Reisedecke. Durch die Glieder zuckten ihm die Schmerzen der beginnenden Gicht. Auch fühlte er seine Leber wieder. Karlsbad hatte doch wenig genützt.

— Je nun, man lebt eben nicht ungestraft.

Hoffentlich heizen seine Verwandten schon.

Er war nicht ohne Sorge über den Empfang gewesen, den ihm Schwager und Schwester bereiten würden. Zwar besaß er ein starkes Vertrauen zu der Macht seiner Persönlichkeit, aber er wußte auch, daß sie gewisse Dinge über ihn erfahren hatten, welche im allgemeinen der verwandtschaftlichen Liebe nicht besonders zuträglich sind. Seit er jedoch das

respektvolle „Guten Abend, Herr Pascha“ des alten Kutschers gehört, sah er dem Kommenden beruhigt entgegen. Daß man ihm seine Neffen zur ersten Begrüßung geschickt hatte, war sogar ein überraschender Vertrauensbeweis.

Die beiden Knaben hielten achtungsvoll das Handgepäck des Onkels auf den Knieen: ein buntes Luftkissen, die Reisetasche und in ein langes Paket zusammengeschnürt einen Stock, dessen Knopf mit Türkisen verziert war, eingelegte Pfeifenrohre und eine Peitsche aus Nilpferdhaut.

Alle diese Dinge strömten denselben ausländischen Geruch aus, der den Kleidern des Onkels und seinem roten Fez anhaftete und der die pommerschen Landjungen mit immer steigender Bewunderung förmlich berauschte.

— Ob der Onkel mit der Nilpferdpeitsche wohl schon Sklaven gezüchtigt hatte?

* * *

Hubert Reißner war in seiner Jugend das schwarze Schaf der Familie gewesen. Nachdem seine Mutter durchaus nicht mehr wußte, was sie mit dem faulen, leichtsinnigen und doch so liebenswürdigen Burschen anfangen sollte, nahm ihn der Mann ihrer Tochter in sein Geschäft. Er tat es gern. Denn da er genötigt war, oft längere Reisen zu unternehmen, hoffte er sich an dem Verwandten eine Stütze für

die Zeiten seiner Abwesenheit heranzubilden. Man hatte ihm zwar einige von den tollen Streichen des schönen Hubert erzählt, andre aber verschwiegen. Man mußte den armen Jungen doch schonen. Der ältere Schwiegersohn, der, weil er die Mutter in seinem Hause hatte, in dem Geheimnis von allem war, billigte diese Taktik vollkommen. Er meinte: Huberts Selbstbewußtsein würde leiden, wenn er den stillen Vorwurf gegen sein Leben beständig in den Augen seiner Umgebung lesen könne. Auch würde eine zu große Offenheit Schwager Wichern vielleicht bedenklich machen, Hubert in seinem Kontor zu beschäftigen.

Es schien ein glücklicher Griff gewesen zu sein. Hubert machte den Eindruck, als sei er fleißig und zufrieden. Abgesehen von den kleinen Summen, die ihm seine Familie hin und wieder zukommen ließ, verlangte er nicht nach Geld. Das war ein sehr angenehmer Zustand.

Als mehrere Jahre vergangen waren und Hubert bereits die Stelle eines Prokuristen im Kontor einnahm, entließ sein Schwager ihn ganz plötzlich. Und es geschah während des Krieges, wo er sich doch denken konnte, daß es für einen jungen Mann schwer sein mußte, eine andere Stellung zu erhalten.

Er gab der Familie niemals einen Grund für seine Handlungsweise an, und darum hatte diese

gewiß ein Recht, ihn für grausam und launenhaft zu halten.

Hubert mußte nun notgedrungen einige Monate bei seiner Mutter, im Hause des Oberamtmann Tannenhofer, zubringen. Durch sein liebenswürdiges, sanftes Wesen und seine düstere Melancholie über die aufs neue gescheiterten Lebenshoffnungen machte er sich auf dem Gute viele Freunde. Als er endlich abreiste, um sein Glück in der Türkei zu versuchen, vermißte die alte Mutter seine leisen Handküsse und seine zarten kleinen Aufmerksamkeiten. Sein Schwager vermißte ihn bei der Jagd und Schwester Karoline als Begleiter zu ihrem Gesange. Seine Nichte Elisabeth weinte ihm stille Tränen nach, und das Stubenmädchen weinte noch viel schmerzlicher, aber sie ließ es ihre Herrschaft nicht merken.

Hubert sagte stets, wenn auf seine plötzliche Verabschiedung tadelnd die Rede gebracht wurde, der Schwager Wichern habe sich in den Kriegszeiten mit dem Personal einrichten müssen, es gehe ihm nicht so gut, als es scheine. Doch meinte man, dann hätte er mit der Entlassung von Fremden den Anfang machen sollen. Die Familie müsse gerade in schweren Tagen doppelt zusammenhalten. Welche Versprechungen hatte er der Schwiegermutter nicht gegeben, als ihm Hubert anvertraut wurde. Und wie hatte er sie nun gehalten?

Huberts Andeutungen bestätigten sich, als der

Kaufmann Wichern nicht allzulange darauf ſtarb. Außer einer geringen Lebensverſicherung fand ſich faſt kein Kapital vor, von dem ſeine Witwe mit den Kindern hätte leben können. Das war unbegreiflich bei dem blühenden Zuſtande ſeines Geſchäftes. Er mußte ſehr über ſeine Verhältniſſe gewirtſchaftet haben.

Seine Frau zog, um doch einen Anhalt in ihrer traurigen Lage zu haben, nach dem Dorfe, in welchem Karolinens Mann die königliche Domäne gepachtet hatte. Sie war von ihrem Gatten ſtets außerordentlich verwöhnt worden. Das viele Unglück, welches über ſie hereinbrach, machte ſie verwirrt und faſſungslos. Sie bemerkte nicht einmal, wie die Familie ihr ſchonend andeutete, es wäre vielleicht beſſer, ſie wähle einen anderen Wohnſitz, wo ihre Kinder und ſie ſelbſt nicht den beſtändigen peinlichen Unterſchied zwiſchen der Dürftigkeit, die auf ſie wartete, und der auf dem Amtsgute waltenden Wohlhabenheit empfinden würden.

Oberamtmann Tannenhofer waren eine ſolide und noch ſtreng chriſtlich denkende Familie. In den Städten und auch bei der Regierung herrſchte jetzt zwar eine liberale Richtung, aber der Oberamtmann wußte doch, daß es von oben her gern geſehen werde, wenn „das Land“ treu an alten Sitten und am alten Kirchenglauben hing. Der ehrenfeſte und in dem Rufe großer Wohltätigkeit ſtehende Oberamt-

mann genoß eine besondere Achtung in der Provinz. Sein Rat und sein Urteil wurden oft eingeholt und sehr hoch geschätzt. Er hielt es daher für seine Pflicht, mit diesem ernsten und klugen Rate auch seiner Schwägerin in den Zeiten der Trübsal zur Seite zu stehen.

„Wie es auch immer gehe, liebes Klärchen," sagte er zu ihr, „du mußt durchaus mit deinen Renten auskommen. Laß dich durch keine Umstände dazu verleiten, jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das ist der Anfang des unausbleiblichen Ruins."

Wie viel die Renten seiner Schwägerin betrugen, wußte der Oberamtmann zwar nicht genau, aber das ging ihn ja auch nichts an. Er wollte sie nur einmal eindringlich auf die Folgen ihrer bisherigen leichtsinnigen Lebensführung hinweisen. Die Bücher seines Schwagers hatten sich in einer so merkwürdigen Unordnung gefunden, daß er es nicht unterlassen konnte, dies noch besonders zu erwähnen.

Bis dahin hatte die Witwe geschwiegen. Sie hegte denselben Respekt vor ihrem Schwager, wie die meisten anderen Leute und war zu müde, um viel von seinen guten Lehren zu begreifen. Als er aber auf die Geschäftsverhältnisse ihres Gatten zu sprechen kam, begann sie ihm mit zitternder Stimme eine Geschichte zu erzählen, die er zwar nicht ganz und gar verstand (er fragte auch nicht sehr nach den Einzel-

heiten) die ihn aber schweigsam und nachdenklich, ja fast ein wenig verlegen machte.

Seine Frau befahl darnach ihren Kindern, den Namen von Onkel Hubert nicht mehr so viel wie bisher vor Tante Klärchen zu nennen.

Das war aber nun schon viele Jahre her. Wenn Hubert sich manches hatte zu Schulden kommen lassen, mußte doch seitdem eine völlige Sinnesänderung mit ihm vorgegangen sein. Er hatte eine gute Karriere gemacht. Einen so hohen Posten wie den eines Paschas in der Türkei würde man jedenfalls nur einem Manne anvertrauen, in dessen Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit man volles Vertrauen setzte.

Herr Tannenhofer trat eines Tages mit einem Briefe Reißner Paschas in der Hand zu seiner Frau und teilte ihr in seiner überlegten und würdigen Sprechweise mit, ihr Bruder Hubert beabsichtige in diesem Sommer seiner geschwächten Gesundheit wegen Karlsbad aufzusuchen, und dann fuhr er fort:

„Ich denke, wir laden ihn ein, seine Nachkur bei uns zu halten!“

Seine Frau sah mit freudiger Überraschung zu ihm auf, griff nach seiner Hand und küßte sie. Karoline war so froh, daß ihr Mann endlich die Milde über sein strenges Rechtlichkeitsgefühl siegen ließ.

„Es wird ja freilich das arme Klärchen wieder sehr aufregen; sie nimmt alle Dinge so leidenschaftlich," sagte der Oberamtmann bedächtig.

Seine Frau unterbrach ihn:

„Sie soll ihren Groll überwinden und vergeben lernen. Ich meine, Adolf, wir müssen ihr dazu Gelegenheit geben."

Frau Tannenhofer fühlte eine ihrem ruhigen, glücklichen Naturell sonst ganz fremde Aufregung bei der Aussicht auf Huberts Besuch. Sie hatte ihren Bruder immer sehr lieb gehabt, wenn ihr Mann und Kinder auch natürlich vorgingen. Darum hatte es sie oft beunruhigt, ihn in einem Lande zu wissen, wo er in keine Kirche gehen konnte. Die Missionare, die sie gern bei sich beherbergte, wußten stets viel von den Schäden und Lastern zu erzählen, die unter den ungläubigen Völkern im Schwange gingen. Hatte sich Hubert immer ganz frei davon gehalten?

Ein Gedanke quälte sie schrecklich: sie hatte einmal gehört, daß der Sultan besondere Ehren auf diejenigen häufe, welche ihren Glauben verleugneten und in aller Form den falschen Propheten Mohammed anbeteten. Und ihr Bruder war Pascha geworden . . .

Es war gewiß eine Fügung des Heilandes, daß er Hubert gerade jetzt in sein Vaterland zurückführte, in ein christliches Haus, dessen Einfluß auf ihn nicht verloren sein würde.

Es ſollte ihm recht behaglich, recht heimiſch gemacht werden. Er ſollte ſich wohl fühlen, wie zu der Zeit, da ſeine teure Mutter noch lebte. Wie gut war es, daß Eliſabeth gerade anweſend war. Ihr Mann ſtand im Manöver. Eliſabeth hatte immer viel Einfluß auf ihren Onkel gehabt. Frau Tannenhofer aber fühlte ſich im Eifer für das Himmelreich völlig eins mit ihrer Tochter.

Wenn Hubert nur die Einladung ihres Mannes annehmen würde. Möglicherweiſe glaubte er, ſie hätten Klärchen zu dem törichten Prozeß bewogen, den dieſe vor einiger Zeit gegen ihn angeſtrengt hatte. Dabei wußte ihr Mann nicht einmal etwas von Klärchens Abſichten. Natürlich kam es auch, wie er es ſeiner Schwägerin vorausgeſagt hatte: ſie mußte ihre Klage wegen Mangel an dem nötigen Gelde zur Durchführung ihrer Sache zurückziehen. Es war recht häßlich von Klärchen, eine ſo unangenehme Familiengeſchichte an die Öffentlichkeit ziehen zu wollen.

Frau Tannenhofer fragte ihren Mann, ob er in ſeinem Brief nicht die zwiſchen ihm und der Wichern beſtehende Meinungsverſchiedenheit über dieſe Sache erwähnen könne. Es wäre doch ſchade, wenn der Beſuch des Paſchas an einem Mißverſtändnis ſcheitern ſollte. Der Oberamtmann hatte es bereits erwähnt.

* * *

Sie empfingen den lieben Fremdling alle unten in dem hohen gewölbten Hausflur. Voran die runde Frau Tannenhofer mit ihren freundlichen, braunen Augen, neben ihr die zarte, ein wenig blasse junge Frau Elisabeth, ihr jüngstes Baby auf dem Arm. Dann der Oberamtmann selbst, seinen ältesten Enkel an der Hand führend und ein paar von Klärchens Kindern, die zufällig anwesend waren. Es machte sich hübsch: der stattliche Familienkreis und im Hintergrunde die alten, treuen Dienstboten. Nur das Stubenmädchen von damals war nicht mehr dabei; sie hatte sich des Dienstes in einem soliden, christlichen Hause unwürdig gezeigt.

Reißner Pascha umarmte seine Schwester. Er war recht alt geworden, der volle Bart reichlich mit grau vermischt und die einst so glänzenden, verführerischen Augen tief in ihre Höhlen gesunken. Er sah abgemagert und krank aus, der Arme. Einsam im fremden Land, ohne Lieben, ohne Familie ... Es war doch hart.

Er wurde ganz still, so sehr bewegte ihn der Empfang. Schweigend küßte er Elisabeth die Hand. Dann sah er sie traurig an und küßte das kleine Händchen des rosigen Kindes auf ihrem Arm ebenfalls.

— „Die hätte er gern gehabt," sagte im Hintergrunde der alte, treue Diener zur Mamsell. „Wissen Sie noch, wie die beiden immer in der Bibliothek

zuſammen ſteckten? — Aber nichts haben und nichts ſein! — Für ſolche Leute hat unſer Herr nichts übrig.“

— — Wie es eigentlich gekommen, wäre ſchwer zu ergründen geweſen: — für niemand in dem ganzen großen Gutsgebäude war es ſchon am folgenden Morgen ein Geheimnis mehr, daß der Paſcha eine ſehr dunkle Vergangenheit hinter ſich habe. Man hatte geſehen, daß Frau Tannenhofer bitterlich weinte, nachdem ihr Bruder ſich in das nach dem Park gelegene beſte Logierzimmer zurückgezogen hatte. Es war ein ſtarker Beweis von dem Ernſte des im Hauſe waltenden Chriſtentums, daß ſeine Verwandten den Paſcha ſo liebevoll aufnahmen.

Worin ſein Verbrechen eigentlich beſtand, wußte zwar niemand, nicht einmal der Hauslehrer und die alte Geſellſchafterin, welche das Gnadenbrot erhielt. Aber das hatte einen doppelten Reiz und bot der Phantaſie und dem Geſpräch um ſo reicheren Stoff. Es war eine höchſt angenehme Anregung in der Eintönigkeit des Landlebens.

Es wehte eine ſo exotiſche Luft um den Paſcha. Gewiß waren auch ſeine Jugendſünden von wilder, exotiſcher Art — wie man davon in Büchern las, freilich nicht in denen, welche die Frau Oberamtmann aus ihrer Bibliothek bisweilen unter ihre Kinder und Leute verteilte.

— Hatte der Paſcha ſeinen intereſſanten alten

Adam ganz abgestreift, oder würde auch hier etwas davon zutage treten? Überall machte sich eine gewisse freudig erregte Spannung bemerkbar. Jemand hatte behauptet, als Türke werde der Pascha sich auch wohl einen Harem halten. Frau Elisabeth war diesem Gerücht entschieden entgegengetreten. Aber seitdem war ihre Phantasie zu ihrer eigenen Qual beständig angefüllt mit einem Chaos von Bildern weißer und brauner Weiber in seidenen Gewändern, mit goldenem Geschmeide an den nackten Armen, welche sie alle begehrend nach dem Pascha ausstreckten.

Elisabeth konnte sich deshalb auch nicht ganz reinen Herzens an den schönen gestickten Stoffen freuen, die Onkel Hubert für sie mitgebracht hatte. „Aus Erinnerung an alte liebe Freundschaft," sagte er leise, indem er sie ihr überreichte. Er sprach immer leise und mit einer gewissen Andacht zu ihr.

Ein echter persischer Teppich für das Wohnzimmer erfreute die Frau Oberamtmann. Wie hübsch von Hubert, daß es ihm eingefallen war, der alte, grüne Teppich müsse nachgerade schäbig und verbraucht sein.

Dem Schwager, welcher aristokratische Neigungen pflegte, stellte er die Ankunft eines abessinischen Jagdhundes in Aussicht, und für die Neffen wären die Nilpferdpeitschen bestimmt. Für jeden hatte der Pascha gesorgt. Nein — mochte geschehen sein,

was da wolle — sein Herz war weich und unverdorben geblieben! Und wie gut, daß es ihm so erträglich ging, wie diese schönen Geschenke es bewiesen!

Trotz der Unruhe und Zerstreuung, die das Auspacken und Empfangen der merkwürdigen, ausländischen Gaben mit sich brachte, verlor Frau Tannenhofer ihren Zweck nicht aus den Augen. Sie hatte sich am Tage vorher bei dem Herrn Pastor Rat und in manchem Gebete Kraft geholt und war übrigens eine Frau, die auch selbst sehr gut ihren Willen durchzusetzen verstand. Zwar war es nicht leicht, den Pascha ihren Söhnen, die wie Kletten an ihm hingen und ihn mit den seltsamsten Fragen nach den Sitten des Orients und den Abenteuern seines Lebens bestürmten, zu entziehen. Dennoch fand sie Gelegenheit, ihn schon am Tage seiner Ankunft zu einem Gespräch in ihrer Stube einzuladen.

Der Pascha folgte ihr gehorsam. Wenn er auch Miene machte, seine Neffen einzuschmuggeln, so ließ er sich doch bedeuten, daß dies jetzt nicht angehe.

Die Frau Oberamtmann schonte ihren Bruder nicht. Eindringlich, aber ruhig und mit schwesterlicher Milde hielt sie ihm seine Sünde vor — die Sünde, die kein Richter gestraft habe, die aber darum nicht weniger bestehen bleibe, die nur durch Reue und Buße getilgt werden könne.

Sie weinte helle Tränen dabei, die gute dicke Frau Tannenhofer, denn es war doch furchtbar zu denken, daß ihres Bruders Gewiſſen von einer Schuld gemartert werde, die das Geſetz mit Zuchthaus beſtrafte.

Und nicht von dieſer allein! Sie deutete auch ein wenig auf jenes Mädchen hin, welches ſpäter traurig untergegangen war. — Wenn ſie ſich auch hätte ſelbſt ſchützen müſſen — ganz frei von Schuld konnte ihr Bruder nicht geſprochen werden. Vor dem Herrn, dem Allwiſſenden, aber gilt allein die Wahrheit, die ganze Wahrheit!

Gott ſei Dank, Hubert war nicht verſtockt. Neben ſeiner Schweſter auf dem Sofa, in ihrem behaglichen Arbeitsſtübchen ſitzend, bekannte er mit offenen, männlichen Worten den vollen Umfang des Geſchehenen, deſſen ihn Klärchen angeklagt hatte. Er ſprach es mit ſchmerzbewegten Worten aus, daß aller Erfolg, alles Glück nichts ſei gegen ein reines, unbeflecktes Gewiſſen. Und er kniete, trotz der Gicht in ſeinen Füßen und ſeiner ſonſtigen Leiden, vor ſeiner Schweſter Karoline nieder. Sie erinnere ihn ſo ſehr an die ſelige Mutter, ſagte er, nahm ihre Hände in die ſeinen, bedeckte ſie mit Küſſen und bat ſie, ihm zu verzeihen.

„Wer das Vergangene nur wieder gut machen könnte," murmelte er mit geſenktem Kopf.

Frau Tannenhofer ſah auf ſein ergrautes,

lockiges Haar nieder. In der Mitte des Scheitels zeigte sich eine kahle Stelle. Es überwältigte sie, zu sehen, wie ein alternder Mann, ein Herr in einer hohen Stellung, dem die Welt ihre Ehren nicht vorenthielt, sich demütigte — nicht vor ihr — Gott wolle sie vor solchen Gedanken bewahren — sondern vor dem Herrn, den er beleidigt hatte. Aber verzeiht nicht Gott auch den größten Sündern? Ja gerade denen am liebsten?

Die Frau Oberamtmann fühlte fast einen gewissen Stolz darüber, daß die Tat ihres Bruders ein wirkliches Verbrechen war — als gäbe ihm das ein Anrecht auf einen besonders weichen, geehrten Platz im Himmel.

Ihr Innerstes war durchglüht von Liebe zu diesem Tiefgesunkenen. Sie richtete ihn mütterlich empor und drückte seinen Kopf an ihre volle, warme Brust. Sie vergab ihm von ganzem Herzen. Alles, alles vergab sie ihm.

Ihr lieber Bruder sollte den süßen Frieden der Kinder Gottes schmecken lernen.

Die Frau Oberamtmann forschte, wie es mit dem Glaubensbekenntnis des Paschas stehe. Zu ihrer großen Erleichterung erfuhr sie, daß er wohl recht lau, ja kalt diese vielen Jahre hindurch gewesen, aber doch niemals von dem Evangelium abgefallen sei. Er erklärte sich gern bereit, an dem Kirchgang

und der Abendmahlsfeier am folgenden Morgen teilnehmen zu wollen.

Etwas zögernd begann Frau Tannhofer damit herauszukommen, daß auch Klärchen sich anschließen werde. Die Brauen des Paschas zogen sich zusammen, und er nahm eine Spitze seines Bartes zwischen die Zähne.

Aber Frau Tannenhofer fuhr mutig in ihrer Friedensmission fort:

„Ich habe Klärchen auch zu heut Abend eingeladen. Man soll die Sonne nicht untergehen lassen über seinem Zorn, und zwischen euch dauert die Feindschaft nun schon jahrelang. Das darf unter Christen nicht sein. Der armen Frau wird es auch wohler werden, wenn sie dir die Hand zur Versöhnung gereicht hat. Sie ist leider recht erbittert und trägt das ihr auferlegte Schicksal nicht mit der nötigen Geduld und mit der Dankbarkeit gegen den Herrn für den Schatz, den er ihr noch gelassen hat, ihre gesunden Kinder."

Die Frau Oberamtmann hatte sich ganz heiß geredet. Aber es war nicht umsonst geschehen. Der Pascha äußerte sich bereit, Klärchen Wichern zu vergeben und Vergangenes zu vergessen.

„Ihr alle habt ja auch mir viel zu verzeihen," murmelte er undeutlich.

Etwas verlegen waren Männer immer bei der-

gleichen Scenen. Mehr konnte man nicht erwarten. Frau Tannenhofer war glückselig.

Es flog ihr durch den Sinn, daß sie Klärchen versprochen hatte, über eine Geschäftssache mit dem Bruder zu reden, sobald sich dazu Gelegenheit bieten würde. — Doch nein, — jetzt, in dieser heiligen Stunde, wo sie seine Seele dem Herrn entgegengeführt hatte, durfte nicht von schmutzigen Geldsachen die Rede sein.

— Das arme Klärchen — es war der Frau Oberamtmann immer unangenehm, daß sie so viel Wert auf das Geld legte, so kleinlich die Pfennige nachrechnete. Ach, wenn die Menschen doch nur einsehen wollten, daß der Herr den Seinen das Nötige im Schlafe gibt!

Frau Tannenhofers rundes, mütterliches Gesicht strahlte vor Freude, als sie, den Arm um die Schulter ihres Bruders gelegt, aus ihrem Arbeitszimmer wieder hinaus in die allgemeine Wohnstube trat.

Sie winkte ihrer Tochter Elisabeth innig zu. Gott hatte ihr eine Seele geschenkt und sie hatte ihren Willen erreicht.

* * *

Frau Wichern bewohnte die obere Etage bei dem Krämer im Dorf. In ihrem Wohnzimmer roch es nach Kohl, denn um die Feuerung zu sparen,

kochte sie im Stubenofen. Außerdem dünsteten die wollenen Strümpfe und die Stiefel der Knaben, die an demselben trockneten, häßlich aus. Die Jungen machten am Tisch ihre Schularbeiten. Sie hatten der Mutter die Einladung ihrer Schwester Tannenhofer gebracht und sprachen eifrig über den Pascha.

„Ich erinnere mich noch, wie er bei uns im Hause war," sagte der eine wichtig.

„Mama, ich soll Tante Karoline Antwort bringen," sagte der andere. Er war begierig, den interessanten Onkel wiederzusehen.

Frau Wichern stand unentschlossen in der Mitte der Stube und sah immerfort auf einen Tintenfleck am Fußboden.

„Gehst du, Mama?" fragte ihre Tochter, welche in derselben kleinen Stube Wäsche bügelte. Sie trug einen abgelegten grauen Regenmantel ihrer Cousine Elisabeth als Hauskleid. Es war ein Mädchen mit einem hübschen Kopf, aber so mager, daß ihre Glieder bei jeder Bewegung spitze, scharfe Ecken bildeten. Sie konnte den Kohl nicht vertragen. Und dann kaufte die Mutter oft heimlich Pferdefleisch — die Jungen wußten es nicht, doch sie hatte es gemerkt und konnte nur wenig davon genießen.

Frau Wichern sah plötzlich nach der Wanduhr und fragte aufgeregt:

„Sind denn Schmidts Jungens nicht schon längst da?"

In diesem Augenblick polterten ihre beiden älteren Söhne, welche das Gymnasium in der Stadt besuchten, die Treppe draußen herauf. Sie stürmten zur Tür herein, und Ludwig stürzte auf seine Mutter mit der Frage zu, ob er Zeichenstunde nehmen dürfe.

„Wie kommst du denn darauf?“ fragte Frau Wichern streng. „Du sollst dich nicht noch mehr zerstreuen.“ Ihre Stimme schlug um und wurde weinerlich. „Ihr werdet gewiß nicht versetzt, wenn ihr euch so viel herumtreibt. Und nun auch noch Zeichenstunde“ . . .

„Der Klassenlehrer hat es mir selbst vorgeschlagen,“ sagte der Junge und wurde dabei rot vor Stolz. „Er meint, ich hätte Talent, ganz ordentliches!“

Frau Wichern sah ihren Sohn erschrocken an.

Wieder eine neue Schwierigkeit! Ja, in ihres Mannes Familie war Zeichentalent . . .

Mißtrauisch und beinahe feindselig starrte sie ihre Kinder an. Es würde doch nicht auch noch einer von ihnen Musikunterricht nehmen wollen?

— Wie sollte sie es denn nur möglich machen, sich durch alle diese Ansprüche, die an sie herantraten, hindurchzuringen. Wenn sie abends todmüde im Bett lag, fing sie an zu rechnen und zu überlegen, woran sie noch sparen könne. Dann rechnete sie und rechnete, bis sie in Schweiß gebadet dalag und die

Zahlen vor ihren Augen förmlich Gestalt annahmen und um ihr Bett und an ihrem Gesicht vorüber-tanzten. Und wenn sie einschlief, waren die Zahlen wieder da und quälten sie. Sie sollte ihrem Schwager Tannenhofer vorrechnen — irgend etwas — sie wußte nicht was, sie konnte die Aufgabe nicht lösen, er aber sagte: „Vor allen Dingen, liebes Klärchen, hüte dich, dir jemals von irgend jemand Geld zu borgen. Das ist der Anfang vom Ruin.“ Dabei wußte sie, daß sie ihn eben um Geld an-sprechen wollte.

— — Sie hatte es noch nicht getan. Aber auch bei hellem Tage und klarem Verstande sah sie den Augenblick, wo sie es tun mußte, immer näher rücken.

— — „Ich habe euch oft genug gesagt, daß wir nichts für Privatstunden übrig haben,“ antwortete sie ihrem Sohn. Ihr Gesicht nahm einen harten, eisigen Ausdruck an. Sie wußte sich nicht anders zu helfen und ging hinaus.

Ihre Tochter zog die Mundwinkel höhnisch herab.

„Davon hättest du auch nicht anzufangen brauchen,“ sagte sie und fuhr mit dem Kohleneisen heftig über das geflickte Leinenzeug.

„Na, man versucht's doch,“ brummte der Junge und warf seine Bücher krachend auf den Tisch.

„Man versucht's doch,“ dachte das Mädchen

bitter. Sie hatte ihre Mutter zu dem unglücklichen Prozeß verleitet. Sie hatte sich eingebildet, Recht müsse Recht bleiben, und wenn sie nur etwas von dem Pascha herausbekämen, könne sie ihr Lehrerinnenexamen machen. Ihre Verwandten oben auf dem Gute meinten freilich, ein Mädchen finde im Hause am besten Gelegenheit zu nützen und brauche weiter keinen Beruf zu suchen. — Wenn es nur nicht so freudlos im Hause gewesen wäre.

Jetzt hatte sie sich längst in alles ergeben und sah ihr ganzes Leben vor sich wie eine lange, eintönige, staubige Straße. Wenn ihre Brüder einmal in der Lage sein würden, für sich selbst zu sorgen, — dann war ihre Jugend vorüber. Das hatte sie sich oft ausgerechnet. Es war aber auch gleichgültig, denn es würde ohnedies kein Mann daran denken, sie zu heiraten.

Frau Wichern hatte ein Staubtuch genommen und begann, um einen Vorwand zu haben, allein zu bleiben, in ihrer besseren Stube die Möbel abzustäuben. Sie besaß noch eine bessere Stube mit einem roten Sofa und einem geschnitzten Schrank aus alter, guter Zeit. Aber hier wurde nur geheizt, wenn ihre Verwandten vom Gute zu Besuch kamen. Es war jetzt, bei dem stürmischen Novemberwetter, so kalt darin, daß ihr die Finger erstarrten und ein unangenehmes eisiges Gefühl ihr den Rücken hinabkroch.

— Sie mußte einen Entſchluß faſſen. Dabei waren ihre Gedanken ſo müde und verwirrt, daß ſie ganz ſinnlos mit dem ſchmutzigen Tuch auf der geſtickten Tiſchdecke hin und her rieb.

Dieſes plötzliche Erſcheinen ihres Bruders Hubert hatte alles Vergangene, das von der viel verlangenden Gegenwart allmählich in den Hintergrund gedrängt war, wieder aufgeſtört.

Ein dumpfes Erſtaunen quälte die Witwe, daß man ihn oben auf dem Gute ſo freundlich aufnahm, ihn, der . . .

Ach ja, es ſtand ja in der Bibel, man müſſe vergeben — in der Bibel, aus der ſie ſo oft Troſt gefunden hatte, in den Stellen, wo von dem Verſorger der Witwen und Waiſen die Rede war, und von denen, die mit Tränen ſäen und mit Freuden ernten.

Ein weiches Gefühl überſchlich ſie. Hubert war doch ihr Bruder. Sie waren miteinander klein geweſen und nun waren ſie alt und müde und er war krank . . . Wenn er nur zeigen würde, daß er etwas gut machen wollte!

— Wenn er nur nicht alles abgeleugnet hätte in jenem unglücklichen Prozeß. Und dazu den Vorwurf der unordentlichen Geſchäftsführung auf ihren Gatten zu häufen! Und der Erpreſſung auf ſie ſelbſt! Ach, dieſer Prozeß, wie oft hatte ſie ihn ſchon be-

reut. Ihre Verwandten waren auch seitdem viel kälter gegen sie.

— Sie hatte ja nie geglaubt, die großen Summen zurückzuerhalten, die Hubert, als er bei ihnen im Geschäft war, nach und nach entwendet hatte, indem er den Namen seines Schwagers auf Wechseln und anderen Geschäftspapieren fälschte. Sie hatte nur gemeint, nachdem er Pascha geworden sei, könne das Gericht ihn zwingen, ihr eine jährliche Unterstützung zukommen zu lassen, etwa hundert oder zweihundert Taler. Das wäre ihr eine große Hilfe gewesen.

Aber es fand sich, daß ihr Mann die wichtigsten Beweise von der Schuld seines Schwagers vernichtet hatte. Und dazu ließ ihr der deutsche Botschafter in Konstantinopel vertraulich sagen, es sei vielleicht nicht gut, einen Mann zu einem Eide kommen zu lassen, der in dem Rufe stehe, zu seinem Vorteil jedes Mittel in Anwendung zu bringen.

Da gab sie die ganze Sache auf. Ihr Rechtsanwalt riet es ihr auch und meinte, bei einem gütlichen Vergleich würde sie besser fahren.

Sie wollte sich ja demütigen und noch einmal an alle die schrecklichen Dinge rühren, um ihrer Kinder willen.

Sie trat vor das Bild ihres Mannes, um sich Kraft zu holen. Sie sah hinauf in sein gutes Gesicht, aus dem die Augen klar herausblickten — Augen, die

den Menschen vertrauen. Er hatte dem Bruder vertraut — um ihretwillen.

Die Tränen quollen ihr unter den Lidern hervor und liefen in den beiden langen grauen Furchen, die unzählige andere mit der Zeit dort gehöhlt hatten, die Wangen hinab zum Munde.

„Ich kann nicht! Ach Gott, ich kann nicht," murmelte sie in großer Seelenangst. Undeutlich fühlte sie, daß sie jede Hoffnung auf die Unterstützung werde aufgeben müssen, wenn sie die Wünsche ihrer Schwester durchkreuzte.

Alles stand jetzt wieder deutlich vor ihr: der Tag, an dem sie die erste Nachricht erhielt, daß Hubert an der Börse spiele, als der erste Argwohn aufstieg. Damals verteidigte er sich: er benutze dazu das Geld, welches ihm seine Mutter geschickt habe. Dann die eilige Rückkehr ihres Mannes. Dann die Stunde, in der ihr Mann ihr die Mitteilung von dem Verbrechen ihres Bruders machte und in der er ihr zugleich sagte, daß es verborgen bleiben müsse, so lange ihre Mutter lebe. Die alte Frau würde die Schande ihres Lieblings nicht ertragen haben.

— Und dann die Zeit, die darauf folgte: das Ringen und Kämpfen, um die Verluste vor den Augen der Welt zu verbergen und das Geschäft über Wasser zu halten — die heimlichen Sorgen, bis die Kraft des Mannes untergraben war und er plötzlich

dahinstarb in seinen besten Jahren. Sie wußte, woran — sie wußte es.

„Getötet — du hast ihn mir getötet!“ schrie sie auf und ballte die Fäuste. Erschrocken sah sie sich um, ob auch die Kinder nichts gehört hätten.

Sie seufzte und trocknete sich die Augen. Die Hände faltend und heftig zusammenpressend, blickte sie zum Himmel auf.

„Gott, Gott, ich kann ihm nicht vergeben, ich kann nicht,“ schluchzte sie. „Verlange es nicht von mir, ich kann nicht!“

* * *

Auf dem Gute herrschte nur Liebe und Frieden, Freude und Versöhnung. Eine sanfte Innigkeit, von der Frau Oberamtmann ausgehend, waltete unter allen Familiengliedern. Wollte man doch am folgenden Morgen gemeinsam zum Tisch des Herrn gehen.

Der Herr Pastor war zum Abend eingeladen. Eigentlich ging er am Sonnabend nicht aus, aber dies war ein besonderer Fall. Hatte nicht der Herr geboten, fröhlich zu sein mit den Fröhlichen, und hatte nicht in dem Gleichnis der Bibel der Vater selbst ein Festmahl hergerichtet zu Ehren des wiedergewonnenen Sohnes?

Es wurde in dem schönen großen Gartensaal gegessen. Aus Rücksicht auf die Kränklichkeit des Paschas war in dem altertümlichen Kamin ein Feuer

angezündet worden. Die Flammen knackten und praſſelten traulich, indem ſie mächtige Scheite Buchenholz verzehrten. Der alte Diener hatte weiße Handſchuhe angelegt und warf dem Dorfjungen in der gelben Livree, der unter ihm die Kunſt des Servierens lernen ſollte, noch ſtrengere Blicke als ſonſt zu, wenn dieſer mit den Tellern klapperte — was ſollte der Paſcha von ſolchen Ungeſchicklichkeiten denken? Er war anderes gewöhnt am Hofe des Sultans, wo man auf dem Bauche kriechend ſervierte.

Hohe Lampen goſſen ihren Lichtſchein auf die Fruchtſchalen, zu denen der Gärtner ſeine letzten Erzeugniſſe geliefert und die Frau Eliſabeth ſo hübſch mit buntem Herbſtlaub geordnet hatte.

Eliſabeth und der Paſcha kamen, als die übrigen ſchon verſammelt waren, aus dem dunklen Park herein. Sie waren lange ſpazieren gegangen und hatten von den Verſuchungen der Welt geſprochen. Der Paſcha hatte der jungen Frau mit leiſen Worten die Macht der Sinnlichkeit geklagt, hatte ihr die Schönheit der Verführung geſchildert. Zwar ſei er ihr leider nur zu oft unterlegen, doch nie werde er zu kämpfen aufhören, bis er den Sieg errungen.

Welche Innigkeit, welches Schmachten nach der Hilfe klang durch ſeine Beichte.

O — ihn zu retten vor dieſen ſchrecklichen Gewalten!

Eliſabeths Augen ſtrahlten und ihre Wangen

waren heiß. Ihr ganzes Weſen zeigte eine freudige Gehobenheit. Ein Wonneſchauer rann ihr durch den Leib, wie ſie ihn nie gefühlt, nicht einmal unter den Küſſen ihres Gatten. So mußte ſie ſein, die Freude der Engel über den Sünder, der Buße tut!

Der Herr Paſtor war etwas befangen durch die Vornehmheit des neuen Beichtkindes. Er ſprach, als verurſache ihm ein Hindernis im Halſe Schwierigkeiten, und wenn der Paſcha ſich zu ihm wandte, beeilte er ſich zu lächeln. Der Paſcha war ziemlich ſtill. Zuweilen heftete er ſeine dunklen Augen auf Eliſabeth. In Konſtantinopel ſagte man, daß der alternde Paſcha mit dieſen Augen immer noch viel bei den Frauen erreichen könne.

„Ich bin verwundert, Ihre Frau Schwägerin nicht hier zu ſehen," bemerkte der Herr Paſtor zum Oberamtmann. „Sie leidet doch nicht etwa an ihrer böſen Migräne?"

Der Oberamtmann ſchüttelte traurig den Kopf. Es war der ehrwürdige, greiſe Kopf eines Patriarchen unter den Seinen.

„Sie wiſſen ja," begann er mit diskret geſenkter Stimme, „wie leicht meine arme Schwägerin alle Dinge durch die Brille ihrer traurigen Weltverbitterung betrachtet. Vielleicht iſt es Ihnen nicht unbekannt geblieben, daß eine — hm — eine gewiſſe Disharmonie zwiſchen ihr und meinem Schwager beſteht. Wir hoffen dieſelbe beizulegen, indeſſen" ...

Der Oberamtmann machte eine vornehme Bewegung mit der Hand, welche das Mißlingen und auch ein endgültiges Beiſeiteſchieben der Angelegenheit ausdrücken ſollte.

„Es iſt ſchlimm für die Kinder, daß ſie an ihrer Mutter das Beiſpiel einer — wie ſoll ich ſagen — einer harten, ſcharfen Gemütsart beſtändig vor Augen haben. Nun, die Wege, die unſer Herr die Menſchen führt, ſind ja wunderbar, wir dürfen ihm nicht eingreifen."

Darauf lenkte der Oberamtmann das Geſpräch auf leichtere, weltlichere Dinge und ſuchte von dem Paſcha zu erfahren, ob dieſer ſeine Uniform — die ausländiſchen Uniformen wären ja wohl meiſt ſehr prächtig? — mitgebracht habe. Er erwarte an einem der nächſten Tage den Beſuch des Oberpräſidenten, und da ſei es doch vielleicht richtig, ſie anzulegen.

Der Paſtor fragte teilnehmend, wie denn der Herr Paſcha ſeine Häuslichkeit eingerichtet habe? Es ſei doch immerhin ſchwierig, in jenen uncivilisierten Ländern die nötigen Bequemlichkeiten zu erlangen.

Er hatte von dem Gerücht gehört, welches dem „Türken" das obligate Harem zulegte, und da mußte er denn doch erſt gründlich nachforſchen. Sollte ſich etwas davon als Wahrheit erweiſen, dann war Paſtor Kiekenbuſch nicht der Mann, der ſich fürchtete, vor den Großen und Gewaltigen der Welt die Rein-

heit seines Altars zu verteidigen und strenge Kirchenzucht zu üben.

Aber Reißner Pascha gab ihm mit seiner gewinnenden Freundlichkeit die Auskunft, er wohne bei einer Witwe, einer liebenswürdigen, gebildeten Dame mit einer Tochter, bei denen er deutsches Familienleben nicht ganz entbehre. Zugleich wäre den beiden Frauen die Zubuße, die sie von ihm für Zimmer und Kost empfingen, wohl zu gönnen, fügte er gutmütig hinzu.

Nun, da war ja alles in Ordnung — dem Herrn sei Dank.

Unten am Tisch führten der Hauslehrer und die Gesellschafterin ein bescheidenes Gespräch über die Verwandlung des christlichen Byzanz in ein muselmännisches Reich. Die Jungen widmeten sich mit zufriedenem Eifer der Vertilgung der guten Speisen, welche die Mamsell zu Ehren des fremden Gastes angerichtet hatte.

Vor der Frau Oberamtmann stand eine mächtige, braunglänzende Kalbskeule, aus der, während sie davon die Tafelrunde versorgte, kleine Rauchsäulen lieblichen Opferduftes emporstiegen.

Die Frau Oberamtmann betrachtete unschlüssig den Rest des Bratens. Dann gingen ihre Blicke zu ihrem Manne und blieben mit Liebe auf ihm haften. Er hatte sie schon wiederholt daran erinnert, daß es durchaus unrichtig sei, Klärchen zu verwöhnen. Sie

müsse es lernen, sich in ihre veränderte Lebensstellung zu schicken. Er hatte gewiß sehr recht darin. Ihr Mann verstand in allen Dingen den Kern der Sache zu treffen. Am Nachmittag hatte er zum Beispiel hervorgehoben: Schwager Wichern könne von dem Vorwurf einer leichtsinnigen Vertrauensseligkeit nicht freigesprochen werden, ihr Bruder sei wahrscheinlich über Gebühr in Versuchung geführt worden.

Seitdem dachte die Frau Oberamtmann mit einer Art von Abneigung an ihren verstorbenen Schwager.

— Was die Unterstützung betraf, welche Klärchen durch ihre Vermittelung zu erreichen hoffte, so hatte sie zwar von weitem darauf hingedeutet, als der Pascha sie aber nicht zu verstehen schien, die Sache nicht weiter berührt. Wer konnte wissen, ob seine Verhältnisse derart waren, daß er zweihundert Taler im Jahr erübrigen konnte, ohne sich Entbehrungen aufzulegen? Auch würde eine Ablehnung von ihm die friedliche Zeit seines Besuches stören.

Die Frau Oberamtmann legte ihrem Bruder eine saftige Pfirsich auf den Teller und klopfte ihm mit ihrer weichen Hand herzlich die Schulter, um ihn für Klärchens schroffes Fernbleiben zu trösten.

Bald nach dem Abendessen empfahl sich der Herr Pastor, um in seine Studierstube heimzukehren. Durch die Dorfstraße wandelnd, bemerkte er in der Wohnung von Frau Wichern noch Licht. Der Ge-

danke kam ihm, daß es wohl seine Pflicht sei, hier als geistlicher Berater ein ernstes Wort zu reden. Hatte er doch gesehen, daß Tannenhofers Wert auf die Teilnahme ihrer Schwägerin an dem Kirchgang legen würden.

Ein Prediger, der seine Sache versteht, besitzt ein reichhaltiges Arsenal wirkungsvoller Waffen. Wenn auch Pastor Kiekenbusch an Frau Wichern sonst jenen Eifer für das Christentum, der ihre Schwester auszeichnete, vermißt hatte, so konnte er doch heute abend mit seinem Erfolg zufrieden sein. Als er seine Hinweise auf die grenzenlosen Leiden, die Christus für uns auf sich genommen, auf den Tod, der uns so schnell überraschen kann, auf das jüngste Gericht, wo uns nur in dem Maße vergeben werden soll, wie wir vergeben haben, erschöpft und auch etwas darauf hingedeutet hatte, daß es nicht klug sei, liebevolle Verwandte durch Starrsinn zu erzürnen, als er der Witwe die Aussicht stellte, daß der Pascha jedenfalls bei seiner generösen Gesinnungsart, die ihm heute abend mehrfach entgegengetreten sei, die Absicht habe, sich ihrer in hilfreichster Weise anzunehmen — da fand er doch den Boden ihres Gemütes gelockert. Vor ihm saß eine völlig zusammengesunkene, leise in sich hineinweinende Frau. Und als er ihr zum Schluß die Hand reichte und sie gütig, aber erwartungsvoll fragend anblickte, murmelte sie beinahe lautlos: „Ich will kommen."

Paſtor Kiekenbuſch ſandte am folgenden Morgen, noch ehe er ſich Zeit nahm zu frühſtücken, ein kurzes Briefchen an Frau Tannenhofer.

Frau Wichern ſaß wirklich, als die Familie des Oberamtmanns in einem langen Zuge die Kirche betrat, ſchon auf ihrem Platz unter den Dorfleuten. Sie ſah tief auf ihr Geſangbuch nieder, während der Paſcha neben Frau Tannenhofer an ihr vorüberſchritt. Plötzlich hob ſie mit einer gewaltſamen Anſtrengung den Kopf. Der Paſcha ſah ſie ruhig an, ſie aber ſenkte den Blick in peinlicher Verlegenheit ſchnell wieder auf ihr Buch.

Nach der Predigt entſtand jedesmal eine kleine Störung des Gottesdienſtes. Paſtor Kiekenbuſch trachtete zwar, die urſprüngliche alte Kirchenordnung wieder zu Ehren zu bringen, welche vorſchrieb: die Gemeinde ſoll den Abendmahlsgäſten mit ihrer Gegenwart und ihrer Fürbitte beiſtehen. Doch fanden ſich meiſtens einige Mütter, die zu ihren Kindern und in die Küche, einige Knechte und Mägde, die zum Vieh eilen mußten, und einige andere Leute, die die günſtige Gelegenheit benutzten, gleichfalls zu entſchlüpfen.

Als alles wieder ruhig geworden war, bemerkte man, daß ſich auch Frau Wichern entfernt hatte. Einige ſehr mißbilligende und viele neugierige Blicke richteten ſich aus dem Herrſchaftsſtuhle, von den Dienſtbotenplätzen und aus den Reihen der Tage-

löhner auf die leere Stelle der Kirchenbank, wo sie in ihrem schwarzen Abendmahlskleide gesessen hatte.

Es wäre ein so herzerhebendes Schauspiel für die Dorfleute gewesen, die Familie vereinigt vor dem Altar zu sehen. Klärchen hatte der Frau Oberamtmann die halbe Freude an dem lieben Abendmahlsgang verdorben.

— Wie auf Verabredung war von diesem Tag an jede Verbindung zwischen dem Gut und Frau Wichern abgeschnitten.

Ihre Knaben gingen zwar am Sonntag Nachmittag harmlos wie immer zu den Vettern hinüber, und Frau Wichern hinderte sie nicht. Sie kamen eher als sonst und verdrossen nach Haus. Man war nicht unfreundlich gegen sie gewesen, man hatte ihre Gegenwart einfach übersehen. Selbst ihre Vettern verstanden es schon, zu spielen, als ob jene überhaupt nicht dabei gewesen wären.

Nach acht Tagen reiste der Pascha ab.

Einige Zeit später sah Frau Wichern zu ihrem größten Erstaunen ihre Schwester die Dorfstraße hinab- und auf ihre Wohnung zusteuern.

Sie freute sich so sehr über diesen Besuch, daß sie eilig, die Küchenschürze abreißend, die Treppe hinablief und die Eintretende unten im Hausflur umarmte. Frau Tannenhofer war sehr kühl. Sie blieb auch nicht lange. Nachdem sie sich in ihrem großen Pelzmantel die schmale Treppe hinabgezwängt hatte

und Frau Wichern von ihrer Begleitung zurückkehrte, bemerkte ihre Tochter, daß der Mutter Geſicht gerötet und entzündet von heftigem Weinen war. Sobald Frau Wichern mit ihrer Tochter allein blieb, fiel ſie ſchwer auf einen Stuhl nieder. Das naſſe, zerdrückte Taſchentuch in den Händen haltend, ſah ſie ſchweigend vor ſich hin.

Ihre Tochter kannte ſolche Augenblicke völliger Verzweiflung und Ratloſigkeit. Sie wartete ruhig eine Weile. Dann ging ſie auf ihre Mutter zu und nahm ſie ſtill in den Arm.

„Wir wollen fort," ſagte Frau Wichern, „ganz fort von hier. Hubert kommt nächſtes Jahr wieder und will den Sommer über bleiben. Er hat Karoline tauſend Mark für ihre Kinderbewahranſtalt geſchenkt. Sie ſagt, ſie könne ihm eine Heimat in ihrem Hauſe nicht verweigern, und meine Gegenwart würde ihm peinlich ſein."

Das Mädchen hatte die Zähne feſt in die Unterlippe gebiſſen.

„So —" ſagte ſie endlich gedehnt, „darum — darum — —." Dann plötzlich und heftig:

„Laß uns fortziehen, Mama!"

„Das ſagſt du wohl — aber wohin? Und wovon ſollen wir denn künftig leben? Unſer Kapital wird alle Jahre kleiner und es reicht jetzt ſchon nicht."

„Wir ſind an Entbehrungen gewöhnt. Und wir werden arbeiten."

„Frauen ohne Rat und Hilfe, wo finden denn die Arbeit?“

„Das iſt wahr, es iſt ſehr ſchwer. Vielleicht wird es uns nicht gelingen und wir werden untergehen. Aber das glaube ich nicht. In mir iſt heute eine Kraft erwacht, auf die ich vertraue. Sie wird uns in der Zukunft tragen und ſtärken — dich und mich und die Jungen.“

Das Mädchen ſprach ſehr ernſt. Ihre rechte Hand ballte ſich, und in ihren Augen war ein entſchloſſener Blick.

Frau Wichern ſah ſie bewundernd und faſt getröſtet an.

„Ja, Kind,“ flüſterte ſie unter Tränen, „Opferwilligkeit und Liebe werden uns helfen.“

„Nein, Mutter,“ antwortete das Mädchen, „nicht Opferwilligkeit und Liebe. In ihrem Namen wird zu viel gelogen. Was uns Kraft geben wird, uns aufrecht zu halten und ein menſchenwürdiges Leben zu erobern, das iſt der Stolz und der Haß.“

Aphrodite und ihr Dichter

Novelle

Den Anfang der Geſchichte hörte ich, als ich noch ein kleines Mädchen war und mit meiner Mutter deren ſchwarze Freundin Miß Aliſon in Kôme ed Dik beſuchte. Kôme ed Dik iſt das Fort, das auf den alten Schutthügeln hoch über Alexandrien thront: blendend weiße Wälle und Feſtungswerke, ringsumher gelber, wehender Sand, ein paar weiße Häuſer in hellem Sonnenglanz und der weiße Pulverturm, der ſpäter in die Luft flog, weil die ägyptiſche Schildwache, die dort in ihrem weißen Anzug am Tore lehnte, durchaus nicht verſtand, warum ſie nicht rauchen und warum ſie die brennenden Streichhölzer nicht umherwerfen ſollte. Ya Mohamed Ras Allah! Da war es doch trotz des großen Propheten, der jedem guten Moslem ſeinen Schutz verſprochen hat, ganz natürlich, daß der Pulverturm endlich einmal in die Luft flog und mit ihm die Zigaretten rauchende Schildwache und alle die Häuſer, die dort oben lagen, — auch das von Miß Aliſon. Ich glaube, ſie ſelbſt war gerade in England, um die wertvollen Gräberfunde ihres Vaters dem Kenſington Muſeum zu übergeben, und iſt auf dieſe Weiſe gerettet worden.

Seitdem wollten ihre Bekannten, obwohl die Epidemie längst erloschen war, sie nicht mehr besuchen. Es herrschte überhaupt noch eine gedrückte Stimmung unter der europäischen Kolonie, trotzdem die Seuche hier nur wenige Opfer gefordert hatte. Niemand wagte sich zum andern, der Winterverkehr wollte nicht recht in Gang kommen.

„. . . Sehen Sie, meine Liebe," sagte Miß Alison mit einem Spottfunkeln ihrer kleinen Heidelbeer-Augen, „darum gab ich mein Tanzfest. Ich hatte Sehnsucht nach Fröhlichkeit. Sie wissen, ich lasse mein Leben für Walzer! — Nun gut, — die Leute waren lustig bei mir und tanzten in demselben Saal, wo die Kranken lagen, — und kein Gespenst ist ihnen erschienen . . . Man kann jedes Gespenst durch Freude vertreiben! Glauben Sie mir! — — Es war schade, daß Sie nicht dabei waren! Kommen Sie, Sie müssen sehen, wie ich die Sache gemacht habe; zwar ist heute schon alles welk. Sie müssen die Phantasie zu Hilfe nehmen, um sich vorzustellen, wie es gestern war. Überhaupt, finden Sie nicht, daß man jedesmal ein ganzes Teil Phantasie braucht, um sich vorzustellen, daß man das Gestern wirklich erlebt hat?"

Wir gingen in eine Art Nebengebäude hinüber, das ganz durch einen nicht allzu hohen, weiß getünchten und mit schwarz und weißen Steinplatten gepflasterten Raum eingenommen wurde. An den

Wänden waren in kurzen Zwischenräumen vielarmige goldene Leuchter angebracht, und Gewinde aus den großen roten Blumenkelch-Blättern des indischen Flammenbaumes zogen sich von einem zum andern. Das mußte bei Kerzenlicht auf den weißen Mauern einen herrlichen Anblick gegeben haben. Jetzt waren ein paar Diener beschäftigt, die Guirlanden abzunehmen. Sie hatten einen Teil davon schon in einem Winkel des Saales aufgeschichtet. Das sah fast aus wie ein Grabhügel von Purpurlaub. Mit der Lust am Schauerlichen, die heranwachsende Mädchen so sehr peinigt, sah ich plötzlich unter diesem Purpurlaub einen Sterbenden, — sah ein angstvolles Gesicht und brechende, hilfeflehende Augen. Miß Alison starrte auch darauf nieder, und vielleicht kehrten ihre Erinnerungen, die sie hatte verscheuchen wollen, zu heftig wieder, denn ihr schwarzes, häßliches Gesicht verzerrte sich mit einem Ausdruck von Schmerz, von erschreckend wildem Negerschmerz, zu einer Grimasse. Sie war plötzlich nicht mehr die freundliche, drollige Dame, sie war ein unheimlich fremdes, durch unbekannte Welten von uns getrenntes Geschöpf. Ich fürchtete mich in diesem Augenblicke vor diesem schwarzen Weibe.

Sie lief schnell vor uns aus dem Saal, und als wir ihr folgten und auf die Veranda zurückkehrten, war sie nicht dort, sondern kam erst nach einer langen Weile. Da war die Heiterkeit, die das groteske Häß-

liche an ihr so erträglich machte, auf ihr Gesicht zurückgekehrt.

Meine Mutter hatte von dem Vorfalle nichts bemerkt. Sie fragte Miß Alison in einem anzüglich neckischen Ton nach einem gewissen Mr. Owen, — ob er auch eingeladen gewesen sei, und ob sie ihn nicht zu erhören gedenke? Miß Alison, die sich in einem Schaukelstuhl niedergelassen hatte, lachte herzlich.

„Nein, was denken Sie! Warum soll ich mein Geld nicht für mich behalten? My dear, — ich habe keine Heiratsfarbe!"

Dabei faltete sie ergeben ihre kurzen, schwarzen, mit Brillantringen geschmückten Maulwurfspfoten auf ihrem rosa Kleide.

Ich mußte lachen, und sie rief: „Was will das Kind? Versteht sie auch schon etwas davon? Sie hat eine so ernsthafte Nase, ich glaube, sie wird einmal Bücher schreiben! Geh' du hinein und besieh dir die Bilder auf dem Tisch drinnen! Habe ich nicht die richtige Farbe, so hast du nicht das richtige Alter, dich um solche Dinge, nach denen deine Mutter fragt, zu kümmern."

Dem Winke gehorsam, zog ich mich ins Zimmer zurück. Aber die mir zugewiesenen englischen Journale reizten mich nicht sehr. Da sah ich auf Miß Alisons großem Männer-Schreibtisch ein kleines, in Rot und Gold kostbar gebundenes Büchelchen; ich schlug es auf, — deutsche Verse! Ha, — das war

etwas! Mich durchrann gleich ein Schauer der Ehrfurcht, und nun mochten die da draußen reden, was sie wollten, ich fragte nicht mehr danach.

„Aphrodite" hieß das kleine Buch; es handelte von Liebe, aber auch von sehr vielen anderen Dingen. Es besang Aphroditens Siegeszug durch die Jahrhunderte in feierlich tönenden, dann wieder in süß flötenden und heiter schäkernden Versen.

Ich glaube, ich verstand eigentlich nur wenig davon. Es kam über mich wie ein Rausch von zu starkem Wein, eine selige Trunkenheit, in der ich taumelnd in unbegreiflicher Schönheit schwelgte.

Ich habe nicht viel Hoffnung, das Buch jemals wieder in die Hand zu bekommen. Und das ist gut, denn ich würde sicherlich sehr enttäuscht sein. Kommt es mir nicht immer noch vor, als reiche kein Gedicht, das ich später las, nicht das Herrlichste und Köstlichste der Poesie, das anerkannt Hohe und Berühmte an den holden, zauberischen Klang und an die Glut jener Verse hinan?

„Dieses Mädchen ist so ängstlich still, was hat sie da in die Finger bekommen?" hörte ich endlich Miß Alison neben mir sagen, und sie nahm mir das Bändchen aus der Hand.

„Aphrodite!" — sagte sie langsam. Ich weiß nicht, ob es nur meine traumbefangene Stimmung war, in der mir ihre Weise geheimnisvoll leidend vorkam.

Vielleicht täuſche ich mich, denn ſie reichte das Buch meiner Mutter und fragte gleichgültig: „Kannten Sie Gödeke? Haben Sie ihn nicht bei uns geſehen?“

„Ja freilich! Was iſt aus ihm geworden?“

„Hier iſt ſeine Dichtung.“

„Wirklich? Wer hätte gedacht, daß er je damit zu Ende kommen würde!“ ſagte Mama und lachte.

„Ja, niemand hätte es gedacht,“ erwiderte Miß Aliſon ernſt.

„Iſt ſie ſchön?“ fragte meine Mutter, „hat er ſie Ihnen geſchickt? — Er war doch ſehr beſonders! Ein verrückter Kerl! — Aber ich habe trotzdem oft gedacht . . . wenn er nicht ſo ſehr verlumpt geweſen wäre . . . Erinnern Sie ſich noch, wie Sie einmal ſagten, einen Deutſchen würden Sie heiraten, denn bei ihm allein könnten Sie glauben, daß er — daß er genug Idealismus beſäße, um . . .“

Meine Mutter ſtockte, es war ihr peinlich fortzufahren.

„Um mein Äußeres über meine übrigen, vielleicht ſchätzbaren Eigenſchaften zu vergeſſen?“ ſagte Miß Aliſon. „Ja, Liebe, der Anſicht bin ich immer noch. Dieſer ideale Deutſche iſt mir freilich noch nicht begegnet.“

„Sagen Sie mir nur,“ fuhr meine Mutter in einer geheimen Gedankenverbindung fort, „wie kam

eigentlich Alexander Gödeke in Ihr Haus, und was war er im Grunde für ein Mensch?"

„— Kennen Sie Persepholis?"

„Den griechischen Häuser-Spekulanten."

„Ja. — Ich stand seiner Familie in eigentümlicher Weise nahe. Meine Mutter war dort Haus-Sklavin."

„Ah — so! Davon hörte ich nie."

Das wurde diskret geflüstert, und ich steckte äußerst verwundert meinen Kopf in irgend eines von den Journalen auf dem Tisch. Nur nicht hinausgeschickt werden!

Die beiden Damen entfernten sich etwas von mir und setzten sich in die offene Veranda-Türe. Ich hörte aber deutlich, was sie sprachen, besonders da Miß Alison sehr bald den gedämpften Ton aufgab und laut und ausdrucksvoll erzählte. Und dabei hatte sie so wunderliche Gesten, und die weißen Augäpfel mit der schwarzen Iris rollten und glänzten in dem aufgeregten Mulattengesichte.

„Mutter konnte niemals bewogen werden, die Leute, deren Eltern sie schon als kleines Kind gekauft hatten, zu verlassen," sagte Miß Alison. „Sie hatte meine griechische Milchschwester immer lieber als mich. Well, — das war ja sozusagen ein Glück. Das Verhältnis wäre doch etwas schwierig geworden, wenn wir sie hier im Hause gehabt hätten. Über diese Dinge kommt man mit schön klingenden Phrasen

nicht hinweg. Am besten, man redet möglichst wenig davon. Als ich aus England zurückkam, wohin mein Vater mich zur Erziehung geschickt hatte, war mir meine gute Mutter recht peinlich. Papa hielt aber darauf, — auch nachdem er mich in aller Form adoptiert und zu sich genommen hatte, — daß ich sie jede Woche besuchte.

„Wissen Sie, wo Persepholis' wohnen? Der Garten hinter ihrem Hause stößt an die großen arabischen Gemüse-Plantagen, die sich zwischen der Stadt und dem Pompejus-Säulentore hinziehen. Nur ein schmaler Weg läuft dort entlang, von beiden Seiten Steinwälle und Kaktushecken, über die man in die tiefliegenden Palmen- und Gemüsefelder hinabsieht. Es ist eine einsame und wilde Gegend, ich habe sie immer lieb gehabt. Da ist so gar nichts Modernes, genau so kann es an derselben Stelle vor zweitausend Jahren auch schon ausgesehen haben. Die graue Säule in der Ecke des Steinwalles, wo die Straße eine Biegung macht, und der blinde Bettler in seinen paar Lumpen darunter, — das sieht alles so verstaubt und vorweltlich aus. Da, — auf dem Steinwalle, nicht an dem Wege, — sahen meine Schwester und ich einmal von Persepholis' Garten aus einen europäischen Mann sitzen und die Säule und den Bettler ganz traumversunken anstarren. Es war eine wunderliche Figur, die da in barocker Stellung hockte, mit langen, ungeschickten, in einem

abgetragenen und nicht ganz reinlichen Anzuge ſtecken-den Gliedern. Wir kamen näher, damit wir uns den noch ziemlich jungen Mann anſähen.

„Plötzlich ſprang er empor und reckte ſeufzend, mit einer theatraliſchen Gebärde die Arme. Bei dem Geräuſche begann der Blinde ſofort einen kläglichen arabiſchen Bettelgeſang. Der Fremde antwortete nun nicht: ‚Allah wird dir geben,‘ um dann ruhig vor-über zu gehen, ſondern er blieb vor dem Bettler ſtehen und ſagte in deutſcher Sprache und mit ernſtem Pathos: ‚Mein Freund, ich vermag dir Jahrtauſende zu ſchenken, ich kann dir Tempel bauen und Prieſte-rinnen der Iſis zu deinem Dienſte geben, aber einen Para, den ich in deine ausgeſtreckte Hand legen könnte, beſitze ich nicht. Willſt du ein Lied? Ich wüßte ſchon eines, ein tiefes, geheimnisvolles . . .‘

„Ich erinnere mich noch deutlich, wie lächerlich dieſe Scene auf uns wirkte. Meine Schweſter ver-ſtand die ſeltſame Rede zwar nicht, aber ſie kicherte trotzdem hell auf.

Der Mann fuhr herum, ſtarrte ſie an und rief: ‚Aphrodite!‘

„Da ſah ſie ihn erſtaunt an und lachte wieder. Er ſprang von dem Steinwall in Perſepholis’ Garten herunter, ſtürzte dabei, blieb auf den Knieen liegen und rief noch einmal, die Arme nach ihr ausbreitend: ‚Aphrodite!‘

„Sie nahm hoheitsvoll die Schleppe ihres

weißen Gewandes ein wenig in die Höhe, wendete im Fortgehen den Kopf über die Schulter nach dem Schwärmer zurück und fragte beleidigt: ‚Monsieur?‘

„Denn sie hieß mit Vornamen Aphrodite, und was dieser Name sonst bedeutete, — das wußte meine gute Schwester nicht.

„Aber als ihre weiße Gestalt zwischen den hohen Myrtenhecken dahinwandelte, da war es mir wohl begreiflich, daß der Mann auf den Knieen liegen blieb und der Zürnenden andächtig nachschaute.

„Nachdem sie hinter den Gebüschen verschwunden war, — sie stand natürlich dort still und beobachtete durch die Zweige den sonderbaren Anbeter, — legte er die Hände vor das Gesicht. My dear, er weinte!

„Ich stand dicht neben ihm; er sah mich nicht, als er sich erhob. Sein Lächeln war sehr schön, auch sein begeisterter Blick. Ich habe schon damals begriffen, daß dies ein ungewöhnlicher Mensch sein müsse. — So lernte ich Alexander Gödeke kennen.

„Am nächsten Tage stand er zu derselben Stunde auf derselben Stelle, und Aphrodite wandelte durch den Myrtengang, der einen feinen, bitteren Geruch um sie ausströmte, ihm entgegen. Ich hatte sie aufgeklärt, daß der Fremde sie für die Göttin der Schönheit und Liebe halte. Sie war infolgedessen recht gnädig gestimmt und wollte sogar ihm zu Ehren ihren neuen Pariser Chignon an-

ſtecken; aber daran verhinderte ich ſie glücklicher- oder unglücklicherweiſe.

„Ich mußte doch das Abenteuer ſehen und hatte mich ebenfalls eingeſtellt.

„Meine Schweſter näherte ſich dem jungen Manne und fragte: ‚Was wünſchen Sie von mir, da Sie meinen Namen rufen?‘

‚Ich begehre den Saum deines Kleides zu küſſen,‘ antwortete Gödeke in einem ſehr wohlklingenden Altgriechiſch, von dem Aphrodite nichts verſtand. Indeſſen beugte er ſich, während ſie ſich amüſiert und verlegen um Erklärung an mich wendete, zu Boden und drückte ihr weißes Sommerkleid an ſeine Lippen.

Nun, — das übrige war die alte Geſchichte. Gödeke kam jeden Nachmittag über den Steinwall in den Garten. Es behagte Aphrodite, ſo unſinnig angebetet zu werden. Dieſe Liebe war der erſte ihr dargebrachte Opferduft, den ſie begierig einatmete, — auf mehr und mehr lüſtern und dabei doch im Innerſten kühl und marmorn, wie es einer echten Göttin geziemt. Hoheitsvoll gewährte ſie dem armen, zitternden Sterblichen nach und nach einige Beweiſe der Zuneigung. Aber ich habe immer dafür geſorgt, daß Anſtand und Sitte gewahrt blieben! Das können Sie glauben, meine Liebe; dafür habe ich eine engliſche Erziehung genoſſen! Zu meiner Mutter Anſichten hatte ich in dieſer Beziehung kein

rechtes Vertrauen; deshalb übernahm ich die Wache. Gewöhnlich setzte ich mich mit meinen Büchern in die Nähe unter eine Sykomore. Ich habe in der Zeit einen guten Teil des Papyros Alison entziffert.

Gödeke konnte wundervoll lachen, wie ein Kind, und so lachte er, als er mich das erste Mal bei meiner Arbeit traf. Wir wurden gute Feunde. Er interessierte sich auch sehr für Hieroglyphen, — wofür interessierte sich der Mann nicht? Er erzählte mir, daß er an einer arabischen Grammatik arbeite, und er sprach alle Sprachen, die in Ägypten geredet werden, mit einer verblüffenden Meisterschaft.

Damals begann er das Epos Aphrodite. Er brachte uns den ersten Gesang und las ihn vor. Meine Schwester, die in einer mystisch-symbolischen und etwas verworrenen Weise die Heldin der Dichtung war, verstand ja kein Deutsch, saß auf ihrem Schaukelstuhl, fächelte sich mit einem schwarzen Straußfederwedel und gab zuweilen unzweideutige Anzeichen der Langweile zu erkennen. Gödeke las etwas zu pathetisch, aber sein Gesicht war großartig dabei, und seine zwinkernden, kurzsichtigen, grünen Augen hinter der Brille wurden zu richtigen Dichteraugen, die mehr und Schöneres sehen als die von uns gewöhnlichen Leuten.

Ich sagte ihm ein paar Worte, die ihm gefielen. Dichter sind ja so eitel! In diesem Augenblick hat

Mr. Gödeke mich geliebt und nicht meine Schweſter. Ja, das weiß ich. Es war nur eine andere Art Liebe. Jede Frau wird mit einer anderen Liebe von dem Manne geliebt, und jede mit der Art, die ihrer Natur am meiſten entſpricht. Die Liebe zur Schönheit iſt, wenn ich ſo ſagen ſoll, leuchtender und prächtiger als die zur Vernunft. Dieſe kann wohl tief und kräftig werden, es kommt nur darauf an, ob in dem Manne der Sinn und das Gefühl für Vernunft oder das für die Schönheit ſtärker entwickelt iſt. Bei Gödeke war das letzte der Fall. Er war kein Philoſoph, ſondern ein Dichter, und zwar ein Dichter der ſchönen Form.

Er war lebhaft und aufgeregt, als käme er von einem guten Diner, ſo waren ihm ſeine eigenen Verſe zu Kopf geſtiegen; denn was ſeine Mahlzeiten betraf, — ich glaube, die beſtanden ſchon damals hauptſächlich aus gekochten Bohnen und etwas Öl.

Werden Sie ſich nun vorſtellen können, was dieſe Vorleſung für Folgen hatte?

Aphrodite iſt eiferſüchtig auf mich! Um den armen Gödeke zu ſtrafen dafür, daß er zu lange und zu eifrig mit mir über Aphrodite geredet hat, erſcheint ſie mehrere Tage nicht zu dem Rendezvous. Ich ärgere mich über ſie und bleibe ebenfalls zu Haus. Was bei den Stunden einſamen Wartens in Gödekes Herzen und Hirne vorgegangen iſt, kann ich nicht ſagen. Am dritten Tage tritt er in einem

langen, schwarzen, predigerhaften Rock, seine dunkeln Haare, die ihm immer ins Gesicht fielen, mit schauderhafter Pomade glatt und klebrig gemacht, vor Aphroditens Vater, vor diesen Persepholis, diesen fetten, schlauen Häuser-Spekulanten, und bittet kurzweg um die Hand seiner Tochter!

Ich war zufällig anwesend.

By Jove, — der Mann sah jammervoll aus! Linkisch und bemitleidenswert, der deutsche Philister aus der kleinen Stadt! Es war noch zu verwundern, daß Herr Persepholis, höflich, wie die Südländer sind, nach einer schicklichen Form suchte, um einen solchen Freier los zu werden. Er fragte ganz ernsthaft, was denn der Herr für einen Beruf habe.

Darauf lächelte Gödeke ein wenig und sagte: „Ich suche den Weg zur Unsterblichkeit! Sie können mir glauben, das füllt schon ein Leben aus!“

„Ja, — aber, — es ist doch nichts Gewisses, um darauf zu heiraten und einen Hausstand zu gründen,“ bemerkte der Grieche immer noch sehr höflich. „Ich würde einen andern Berufszweig vorziehen, wenn Sie z. B. Kaufmann wären . . .“

„Gut!“ sagte Gödeke schnell, „Tristan warb als Kaufmann um Isolden. — Das ist ja eine Kleinigkeit! Werden wir Kaufmann!“

Er ſetzte ſeinen furchtbaren, vorſintflutlichen Zylinder, den er während des ganzen Geſprächs in der Hand gehalten, würdevoll auf den Kopf und entfernte ſich.

Längere Zeit ließ er ſich nicht wieder ſehen. Meine ſchöne Schweſter beſuchte in dieſem Jahre zum erſten Male die Bälle. Auf allen Tiſchen in Perſepholis' Wohnung lagen nun die Karten der Alexandriner Dandies. Und Aphrodite machte jetzt — leider — meine Mutter zu ihrer Vertrauten . . .

Damals habe ich übrigens den einzigen Liebesbeweis, deſſen ich mich entſinnen kann, von der alten Frau erhalten. Eines Abends bat ſie mich, bis zum nächſten Morgen zu bleiben. Als alles ſchlafen gegangen war, führte ſie mich in den Garten. Der Mond ſchien hell; es war irgend eine Nacht, die meine Mutter aus nur ihr bekannten Gründen für wirkungsvoll für mein Geſchick hielt. Sie zog mich unter dem dichten Gebüſch entlang, dabei flüſterte ſie mir in ihren gurgelnden, leidenſchaftlichen, arabiſchen Kehltönen ihre abergläubiſchen Geheimniſſe zu und zeigte mir all die Kräuter, Beeren und Wurzeln, aus denen die ſchwarzen Weiber ihre Höllentränke brauen. Sie belehrte mich, wie man einen Mann toll mache vor Sehnſucht und wie man eine Feindin heimlich töten könne, — ſo heimlich, daß nie jemand den Täter erfahre. „Die Weißen brauchen das nicht," ſagte ſie feierlich, „aber es iſt gut zu wiſſen für

uns Negervolk!“ ... Die arme Seele, sie wollte mich doch auch glücklich sehen!

Meine Mutter war eine ursprüngliche wilde Natur, die sich nie Gedanken über ideale Liebe gemacht hat. Und seltsam! Da, in der hellen, blauen Sommernacht, bei dem aufgeregten Geflüster und den wahnsinnigen Gebärden der alten, schwarzen Frau, da denken Sie wohl, wäre ich meinem Vater dankbar gewesen, daß er mich adoptiert und menschlich erzogen hatte? — Nein! — Ich habe ihn gehaßt dafür, daß ich so überlegen, so kühl neben meiner armen Mutter blieb, nicht im geringsten an ihre Liebestränke und an all das andere Zeug zu glauben vermochte und mich davor ekelte. Ja, Liebste, das ist die Wahrheit!

Ich ging wieder ins Haus hinein. Dabei sah ich eine Männergestalt traumverloren unter den großen Datturahbüschen mit ihren riesenhaften, weißen Giftblumen stehen — es war Gödeke.

In unserm engen, heißen Mezzanin lag Aphrodite auf der Matratze, die wir schon als Kinder geteilt hatten und auch für diese Nacht wieder teilen sollten. Sie schlief und hatte ihre Decke abgeworfen. Der Mond schien auf ihre weißen Glieder.

Ich habe sie lange betrachtet und hatte viele Gedanken über die schlummernde Schönheit und deren große Macht und Gewalt. Und sehen Sie, — die Gedanken töten in uns Frauen die Sicherheit,

das blinde Triumphgefühl, das immer siegt und wodurch einige von uns mit dem Lächeln von Schlachtgöttinnen auf die Gefallenen, Wundenbedeckten, Elenden herabsehen können. — —

„Was nun Gödeke betrifft, so erschien er eines Tages richtig wieder mit seinen geflickten Stiefeln und seinem geistlichen Rocke vor Herrn Persepholis, erklärte, er sei jetzt Kaufmann, habe ein Geschäft gegründet und begehre Aphrodite zur Frau. Der arme Kerl hatte sich für ein paar tausend Franks, — sein ganzes Vermögen, von dem er lebte, — eine Butike gemietet und sie mit Kinderspielzeug und unechtem Schmuck ausstaffiert. Dahinein wollte er Aphrodite führen, die sich ihre Kleider aus Paris, ihre Spitzen aus Brüssel und ihre Armringe aus Rom kommen ließ.

„Diesmal war Persepholis weniger höflich.

„Gödeke soll gebeten haben, Aphrodite nur einen Augenblick sprechen zu dürfen. Und Aphrodite ist ins Zimmer gekommen und hat gelächelt und gesagt, sie kenne diesen Herrn nicht, — sie hätte ihn niemals gesehen!

„Meine Liebe, es war gut, daß ich das nicht gehört habe . . . ich bin zuweilen etwas heftig, daran sind meine dunklen Vorfahren schuld.

„Ich fuhr denselben Abend in der Stadt umher und machte Einkäufe, ohne noch eine Ahnung zu haben, daß Gödeke sich im Hause hatte wieder blicken

laſſen. Dabei kam ich in eine ärmliche Straße. Wiſſen Sie, eine von denen, wo hauptſächlich armes, levantiniſches Volk wohnt, wo die Häuſer mit den fabelhafteſten Geſchichten bemalt ſind: mit großen, gelben, ſpringenden Löwen unter Bäumen mit lila Laub und roten Früchten, und der Sonne und dem Mond darüber, und geſpenſterhaften, himmelblauen Drachen mit Frauengeſichtern. Die Leute entwickeln eine grauenvolle Phantaſie in der Dekoration ihres sweet home! Und aus allen Fenſtern hängt ſchmutzige Kinderwäſche und über die enge Gaſſe, in deren fußtiefem Staub es von dem ſchwarzhaarigen, blaſſen Kindergewürm wimmelt, hängen, an Stricken aufgereiht, blecherne Töpfe oder blau niedertropfende Zeugſtücke! Oder vor einer Türe ſtehen eben fertig gewordene Särge aufgeſtapelt, und kleine Mädchen machen ſich falſche Locken aus den abgefallenen Hobelſpänen. Still iſt es ja niemals in dieſen ſchönen Gegenden, weil die Tiſchler und Schuſter und Blechwarenhändler u. ſ. w. alle ihre Hantierung auf der Straße treiben; ſie pochen, ſägen, nieten und hämmern, und die Weiber kochen, flicken, ſchnattern und ſtrafen ihre Kinder ab, wobei dieſe natürlich heulen und ſchreien. Der abſcheuliche Geruch von der ölgeſottenen Frittura, die die Leute ſich auf den Kohlenpfannen braten, benimmt einem dabei den letzten Reſt von Atem und Beſinnung.

„Ein ſolches Höllengetöſe aber, wie es an dem

Abend, als Gödeke sich bei Persepholis seinen Korb geholt, aus einer dieser Straßen quoll, habe ich in Alexandrien, dem Herde alles ohrenzerreißenden Lärmes, doch noch selten gehört. Mein Wagen geriet in einen Volksauflauf, in dem er sich nur Schritt für Schritt weiter bewegen konnte, trotzdem der Saïs mit seinem Stock und der Kutscher mit der Peitsche auf Weiber und Kinder einschlugen. Alles kreischte, aber sie wichen nicht, denn sie fühlten vor Aufregung gar keinen Schmerz. Ich stand im Wagen auf, um mich zu unterrichten, was es gäbe. Die meisten der Mädchen hatten Ketten und schauderhaften Messingschmuck erbeutet und schwangen ihn, um ihn vor den beutegierigen Krallen ihrer schwarzäugigen Mitschwestern zu bewahren, mit erhobenen Armen hoch in der Luft.

„Ja, — und nun sah ich auch den Mittelpunkt dieses Strudels. In einer nach der Straße offenen Butike, etwas erhöht, stand Gödeke; der Hemdkragen hing ihm zerrissen über den schwarzen Rock, und der Zylinder saß ihm rücküber auf dem langen Haar. Und mit wildem Schwung warf er die Schätze seines neueingerichteten Kaufhauses unter die tobende, jauchzende, kreischende Menge. Seidenpapier und Pappschachteln lagen um ihn her aufgetürmt, — die Holzpferde und Lämmchen, Balldamen und Wickelkinder flogen nur so durch die Luft, und die Arche Noah öffnete sich dabei und streute

ihre Einwohner auf die Köpfe der durcheinander wimmelnden, ſich kratzenden und beißenden Kinderſchar, und unzählige Händchen zappelten empor, um nur aufzufangen, ſo viel als möglich war.

„Und dann ergriff er eine Kiſte mit Wachsperlen, zerriß die Schnüre, um die Perlen händeweis den aufkreiſchenden Weibern ins Geſicht zu ſchleudern. Dazu lachte er wahnſinnig und rief ihnen Schimpfworte zu. Seine Stimme war ſo gell und hoch, daß ſie durch all das Toben zu mir drang.

„Nie in meinem Leben ſah ich etwas ſo Herzzerreißendes, wie dieſen Mann in ſeinem verrückten Schmerze.

„Ich machte ihm Zeichen und rief ihm zu, aber er bemerkte mich nicht. Ich konnte nicht zu ihm, die Wagenräder hätten Dutzende von Kindern zermalmen müſſen, ehe ich ſo weit vorgedrungen wäre.

„Das ſehe ich jetzt ein. Damals betrug ich mich wie ein Tier gegen meine beiden Nubier; — ja, jener war wie ein Narr und ich wie ein Tier! Geſchlagen und geſtoßen habe ich meinen armen Ali und faſt von ſeinem Kutſchbock heruntergezerrt, während er mit ſeinem mohammedaniſchen Gleichmut nur antwortete: „Du ſiehſt doch, Herrin, daß wir nicht durchdringen können.“

„O, meine Liebe, das iſt das Unglück meines Lebens, — ſo weit werden Sie ſich nie vergeſſen können, — nie! Es liegt im Blute, mit allem

Denken und Studieren kommt man nicht darüber fort. Und immer packt's mich gegen die Schwarzen, — Europäern gegenüber selten.

„Wenn ich heute noch wüßte, warum in aller Welt ich durchaus zu Gödeke wollte? Helfen konnte ich ihm doch nicht, und in solchen Augenblicken ist einem doch jeder Trost ein Ekel!

„Ich wollte auch plötzlich nicht mehr.

„Eine Stunde lang bin ich in der Stadt umhergefahren und hatte mit mir selbst genug zu tun, um die Lady und die Philosophin wiederzufinden, die mir abhanden gekommen waren.

„Als ich zurückkehrte, war alles still. Fetzen von Seidenpapier und zertretenes Spielzeug lagen im Staube, der Laden war geschlossen, und trotz meines Rufens und Pochens ließ der arme Kerl mich nicht ein.

„Gödeke war dann verschwunden, und wir hörten lange nichts von ihm. Aphrodite hatte sich inzwischen verheiratet, mit einem reichen Spekulanten, wie ihr Vater einer war. Sie besaß jetzt einen reizenden Cupido, aber sie selbst war unförmig korpulent geworden. Darum zeigte sie auch keine Lust mehr an Abenteuern, sondern blieb still und treu zu Haus auf ihrem Diwan, löffelte in Zucker eingekochte Rosenblätter und trank Sandelholzwasser dazu. Davon wurde sie immer stärker, so daß sie zuletzt einem Gebirge fast ähnlicher sah als

einem Menschen. Meine Mutter ist mit ihr gegangen und verzieht nun ihren Cupido mehr noch, als sie dessen vergötterte Mutter verzogen hat. Was sollte sie auch bei uns?

„Papa und ich waren sehr fleißig. Wissen Sie, daß ich meine Erziehung nur Papas Forscher-Manie zu danken habe? Es hat ihn interessiert zu ergründen, wie viel von seinem Geiste wohl in dem schwarzen Tierchen stecken mochte, das seine Tochter war. Also, — ich bin eigentlich ein Gelehrten-Experiment! Ich glaube, kein schlechtes. Papa und ich arbeiten gut zusammen. Wie viele Fahrten haben wir nicht den Nil hinauf gemacht nach Ober-Ägypten, auf die Ruinenfelder von Theben und Philä, wo wir unsre Ausgrabungen leiteten! Wir haben von dort viel Gutes mitgebracht.

„Auf einer dieser Reisen war es, in Philä. Mein Vater war ans Land gegangen, um das Terrain zu untersuchen; ich hatte auf dem Verdeck unserer Dahabîye Briefe geschrieben und wollte ihn gegen Abend abholen. Da sah ich ihn bei den Säulen des Isis-Tempels mit einem Manne reden, der eine Filzkappe trug und um die Schultern eine Decke von Kamelshaaren, wie ein eingeborener Ägypter, aber dazu ein Paar sehr abgenutzte und geflickte europäische Beinkleider. Auch sonst paßte er nicht in die Landschaft. Er besaß in seiner Haltung nicht die ruhigen, erhabenen Linien, die alles dort zeigt: die Tempel-

säulen mit ihren Lotosblumen-Kapitellen, die Palmen, die schlanken, aufrechten, stillen Ägypter und Ägypterinnen und die feierlichen Kurven des geheimnisvollen Flusses. Er drehte mir den Rücken zu und setzte meinem Vater eifrig etwas auseinander, wozu mein guter Papa über sein ganzes, liebes, rosiges Gesicht lachte, und ich rief unwillkürlich: „Mister Gödeke!“

„Er fuhr herum und starrte wie ein verfolgtes Tier, dessen Schlupfwinkel man entdeckt, mich zornig an.

„Nachdem ich seinen wütenden Blick eine Weile freundlich ausgehalten hatte, sagte er sanftmütig: „Ja so, — Sie sind es, Miß Alison! Wie geht es? Ihr Vater, wie ich vermute?“

„Er blinzelte Papa zu und lachte mit seinem lauten, herzlichen Kinderlachen, als ich mich stolz an Papas Arm hängte.

„Ich erklärte Ihrem Vater eben, wie man die Cholera bekommen kann, auch wenn durchaus keine Epidemie in der Gegend ist. Mein Mittel ist ganz unfehlbar. Ich versuchte es zweimal an mir selbst und es glückte immer. Es ist sogar ein Wunder, daß ich nicht gestorben bin,“ rief Gödeke so lebhaft und eindringlich, als müsse es die Hauptbeschäftigung jedes vernünftigen Menschen sein, derartige Experimente mit sich anzustellen.

„Ich sagte ihm, er sei noch ganz der Alte. Darauf

lächelte er wehmütig und bemerkte: „Wir bleiben schon immer wir selbst.“

„Darf ich Sie in meine Einsiedelei führen?“ fragte er dann. „Ich diene hier in Demut und Abgeschiedenheit der Allmutter Isis. Die Eingeborenen ehren mich als den Priester des großen, rätselvollen, weiblichen Prinzips und bringen mir Gaben, von denen ich mich nähre: Datteln, Mais und Brot.“

„Seine Einsiedelei war eine Hütte aus Nilschlamm und Ruinenbrocken, wie die der anderen Fellachen, ebenso schmutzig und armselig.

„Auch hatten, wie überall, die Tauben ihre Nester darauf geklebt, ihren Unrat darauf geworfen; sie gurrten, in Scharen zusammenhockend und auf- und niederflatternd, darüber.

„Die Vögel der Aphrodite lieben mich,“ sagte Gödeke, lockte die Tauben und fütterte sie mit Brotkrumen.

„So hauste der Mann nun schon jahrelang in den Tempelruinen, umgeben von den gewaltigen, starren, grausig-bunten Bildern der Isis, der ägyptischen Göttin der Liebe. Eine Kiste mit Büchern hatte er bei sich, als einziges Zugeständnis an die moderne Kultur, der er den Rücken gekehrt hatte, weil sie die Ursache seines Lebensunglückes gewesen sei, wie er behauptete. Denn wäre Aphrodite nicht von der modernen Kultur verdorben worden, setzte er mir aus-

einander, so hätte sie ja einsehen müssen, daß nur der Dichter der Mann sei, dem sie angehören könne.

„Das war seine fixe Idee: Aphrodite ohne die Sehnsucht nach Pariser Kleidern, rein aus der Hand der Natur. Als ob das nicht ein Unsinn wäre, zu verlangen, ein schönes Mädchen solle kein Verlangen nach schönen Kleidern tragen! Eben solch ein Unsinn, wie die ganze Anbetung dieser mit künstlichen Gefühlen und verrückten Ekstasen einbalsamierten toten Liebe!

„Zu verwundern ist nur, daß er darauf so wahre und ergreifende Verse machen konnte. Er hatte in Philä einige Gesänge zu seiner Aphrodite geschrieben, die von dem Entzücken des einsamen Träumens handelten. Die waren sehr schön. Mein Vater, ein feiner Kenner alter und neuer Poesie, wurde ganz bewegt davon.

„Mir blieb es immer ein Rätsel, wie ein Mensch jahrelang die vollständige Abgeschiedenheit von Menschen seinesgleichen ertragen kann, der, wenn er wieder mit ihnen zusammentrifft, so von Mitteilungs-Bedürfnis übergeht, wie Gödeke an dem Abend, an dem wir ihn fanden. Was hat der Mann in den wenigen Stunden alles zusammengeredet! Er strömte sein Herz und seine Gedanken mit einem geradezu erstaunlichen Vertrauen aus. Ja, — es war doch etwas von einem großen Kinde in ihm.

„Harmlos erzählte er uns wieder und wieder,

daß die ägyptischen Weiber ihm als gottgesandten Fremdling Brot und Früchte brächten, und er sie dankbar von ihnen empfange, weil doch ein schöner Sinn darin liege, daß ein Dichter von den Opfergaben der Menge erhalten werde, der er die Geheimnisse des Lebens deute, und daß es allen Dichtern und Sängern so gehen müsse. My dear, — wir wissen ja, daß die Verehrung der Wahnsinnigen und der Cretins hier von der Religion geboten ist. Unser Freund nahm keinen Anstand, von diesem Vorrechte Gebrauch zu machen. Er war in der Tat so etwas wie ein Gottbesessener und ein armer Narr dazu.

„Meinem Vater gefiel er sehr gut. Er kam am nächsten Tage auf unser Nilboot, und während unseres Aufenthaltes in Philä haben die beiden Männer manchen gelehrten Disput gehabt. Beide zeigten sich als Anhänger der klassischen Bildung, mein Vater war ein Oxford-scholar von einigen Graden, und Gödeke hatte in Deutschland Philologie studiert. So verstanden sie sich, wenn sie auf die Alten kamen, sehr gut.

„What an extraordinary person!“ sagte Papa oft und besprach mit mir weitläufig, wie wir es anstellen könnten, Gödeke einem menschenwürdigen, vernünftigen Leben zurückzugeben.

„Heute muß ich sagen, es war eine unglückliche Idee von Papa, Einfluß auf eine Natur, wie die

Gödekes, gewinnen zu wollen. Damals war ich Feuer und Flamme dafür.

„Well, — der Mann willigte endlich ein, mit uns nach Alexandrien zurückzukehren. Er bekam von Papas Kleidern; ich neckte und plagte ihn so lange, bis er sich seinen jämmerlichen Bart rasierte. Nur an sein Haupthaar durfte man ihm nicht kommen.

„In meinen Haaren liegt meine Dichterkraft," behauptete er dann pathetisch und warf sich die lange Mähne, die ihm um die Ohren und über die Augen hin, von seiner schönen, ausgearbeiteten Stirn zurück.

„Ach, meine Liebe, welche Mühe haben wir uns mit ihm gegeben! Meine beste Seife habe ich ihm auf seinen Waschtisch gelegt, und von Papas bestem Parfüm habe ich ihm hingestellt, damit er es zufällig über sich gießen und endlich den Geruch von Philä verlieren solle, — wahrhaftig, der Dichter der Liebe duftete immer nach Mumien; — Sie kennen doch diesen faden, fremden, widerwärtigen Geruch?

„Damit er sich als freier Mann fühle, mietete Papa, der liebe, alte Mann, ein hübsches Zimmer für ihn in der Stadt.

„Nach ganz kurzer Zeit trafen wir ihn doch wieder, wie er sein Mittagsmahl auf der Straße bei einem von den schmutzigen Herumträgern verzehrte. Als wir ihn darüber zur Rede stellten, kam es heraus, daß er auch schon längst nicht mehr in der für ihn ausgesuchten Wohnung lebte, sondern bei irgend

einem Kutscher einen Winkel über einem Stall, mit einem Baumwollsack als Lager, inne hatte. Sein Geld war für wertvolle Werke ausgegeben, die er mit großen Kosten von Deutschland hatte kommen lassen. Er suchte uns begreiflich zu machen, daß all die äußeren Bequemlichkeiten seine Schaffenskraft nur hinderten, und daß besonders gute Nahrung an ihm verschwendet sei. Er besäße die Erfahrung, daß der Hunger ihn sogar in eine leichte, freie und phantastische Stimmung versetze. Diese Behauptung schien nicht übertrieben. Ich habe niemals früher oder später einen Menschen kennen gelernt, der so unabhängig von den Bedürfnissen des Leibes gewesen wäre, wie Gödeke. Eine rohe Gurke gewährte ihm wirklich genug Nahrung für einen ganzen Tag. Freilich sah er auch zum Erbarmen hager und gelb aus.

„Lange hielten wir ihn nicht. Die alte Unruhe und Einsamkeitslust faßten ihn plötzlich, er blieb ohne Abschied weg.

„Nach einigen Wochen erschien er zu unserer Überraschung wieder bei uns, — hier auf der Veranda! Lieber Himmel, was war in der Zeit aus Papas Kleidern geworden! Papas seidenen Regenschirm hatte er auch irgendwo auf dem Karmel stehen lassen. Er war mit einem Kornschiff in das heilige Land hinübergefahren; sehr munter kehrte er zurück. Und wie konnte er erzählen! Man sah die Gegen-

ben und die Menschen und die Beleuchtung der Dinge, während Gödeke davon sprach.

„Er hatte auch Verse für mich mitgebracht. Denken Sie, — Gödeke hatte ein Sonett für mich gemacht! Ein regelrechtes Sonett auf ein so regelwidriges Geschöpf wie mich, das bringt auch nur ein deutscher Dichter fertig . . .!"

Miß Alison hielt nach dieser letzten Bemerkung inne. Die Verse, über die sie sich so spöttisch äußerte, sagte sie meiner Mutter nicht. Das schwarze, kluge, sonderbare Gesicht erstarrte in Träumerei, nur in den kleinen Augen mit den unruhigen, weißen Augäpfeln zeigte sich ein rastloses Leidenschaftsleben. — —

„Wir versuchten es noch einmal," sagte Miß Alison eilig, als wolle sie ihre Erzählung schnell beenden und mit allem fertig werden. „Ich dachte, Gödeke sollte bei uns im Hause wohnen, aber Papa war dagegen. Er mietete ihn aufs neue ein und abonnierte für ihn in einem kleinen, anständigen Restaurant. Papa war herrlich, wie er Gödeke auseinandersetzte, daß er seine Aphrodite beenden müsse, daß es jetzt für ihn an der Zeit sei, ein berühmter Mann zu werden, daß die Aphrodite gedruckt werden müsse u. s. w.

„Gödeke war ganz damit einverstanden, ein berühmter Mann zu werden. Er setzte uns gleich ein fertiges, farbenprächtiges Bild dieser seiner Zukunft

vor, so aus Satire und Pathos gemischt, wie er alles gern hatte.

„Wir haben uns an dem Abend köstlich mit ihm unterhalten, — und wie haben wir gelacht! — —

„Einmal hatte er auch Aphrodite wiedergesehen. Auf dieser Veranda saß sie bei mir, umhüllt von einer Menge Spitzen und Seide, als er aus der Stadt heraufkam, mich begrüßte und mit mir sprach, ohne sie auch nur zu bemerken. Er ging dann zum Vater hinein. Ich glaube, er hat sie nicht wiedererkannt.

„Irgend ein Teufel trieb mich, ihn später zu fragen: „Fanden Sie nicht auch, Mr. Gödeke, daß meine Schwester sich sehr verändert hat?"

„So, — das war sie?" antwortete er zerstreut, „das war sie . . .?"

„Man sollte danach meinen, seine große Liebe wäre mit der Zeit doch sachte zerbröckelt und vergangen. Aber Dichter, my dear, sind sehr sonderbare Geschöpfe. Man darf ihnen niemals trauen, — sie fühlen so anders als gewöhnliche Leute. Je gleichgültiger Miß Aphrodite Persepholis oder Madame Menotti, wie sie jetzt hieß, Herrn Alexander Gödeke geworden war, desto hartnäckiger wurde der Kultus, den er mit seiner idealen Aphrodite trieb, mit diesem Geschöpfe seiner eigenen Phantasie.

„Es war da nichts zu machen! Ich hätte das einsehen sollen. But — somehow, — ich dachte, es könnte ja Hand in Hand gehen, — ein bißchen alt-

griechischer Götzendienst und ein gutes, vernünftiges Leben mit einer Frau, die ihn verstand und ihm in verschiedener Hinsicht genützt hätte, wenn sie auch in der Farbe ein wenig mißraten war.

„Mein Vater hielt große Stücke auf Gödeke. Wir wären dann nach Deutschland gegangen, — für ein paar Jahre, — um ihn bekannt zu machen.

„Vielleicht hätte ich mehr Geduld haben sollen..."

Hier hörte Miß Alison auf zu erzählen. Sie war unter ihrer schwarzen Haut ganz blaß geworden. Es hat etwas Schauerliches, wenn ein Negergesicht erbleicht, es bekommt dann etwas so Fahles, Graues, Totes. Sie zitterte, und die Zähne, dieses prachtvolle, wilde Gebiß, schlugen ihr mit leisem Klirren gegen einander. Sie ging auf die Veranda hinaus; dort stieß sie die Stühle heftig gegen einander und dann lief sie nach der Klingel, riß daran und bestellte mit hastigen, verächtlichen Gebärden bei dem Diener Eiswasser, von dem sie gierig trank.

Meine Mutter sah sehr nachdenklich aus.

„Ich begreife doch nicht, — ich begreife wirklich nicht ..." begann sie zaghaft und traurig, „Sie schildern ihn doch als einen so gescheiten Mann ..."

„Nein, gescheit war er nicht, — bedeutend war er und geistreich, — aber nicht gescheit!" rief Miß Alison heftig, mit funkelnden Augen. „Was ging mich seine verrückte Liebe an! — — Aber er meinte ja," sagte sie plötzlich leise, — so leise, daß ich ihre

Worte kaum noch hören konnte, „ich sei ihm zu wertvoll, und — — das war eine Lüge! Er hat sich vor mir gefürchtet . . . Ich habe es gesehen. Das ist die Wahrheit!“

Welche Grimasse von Schmerz, Wut und Zorn! Da regte es sich wieder, das wilde, afrikanische Blut. Der Dichter der platonischen Liebe hatte sich davor gefürchtet! — —

Wenn ich mir jetzt, als reife Frau, jene Scene in die Erinnerung zurückrufe, so erfüllt mich immer Staunen vor der Macht der kühlen, guten, englischen Erziehung, die diese Natur täglich aufs neue in die zarten Bande europäischer Sitte und hochkultivierten Fühlens zwang, der Erziehung, die das dunkle Mädchen mit geblähten Nüstern und atemloser Stimme weiterreden ließ: „Well, — und daraufhin ist er nicht wiedergekommen. Ich weiß, ich hätte mich beherrschen sollen, — ich weiß, ich hätte es gesollt! — Im Grunde war es die fürchterliche Unruhe, dieser Hang zum Wandern und zur Einsamkeit, was ihn forttrieb. Wenn man ihn zwang zu leben, wie er nicht wollte, wär's auch zu seinem Besten und natürlich mit aller Rücksicht, geschehen, dann wurde er roh und brutal und sagte die beleidigendsten Dinge, trotzdem er so gutmütig war.“

Es trat wieder eine Pause ein.

„Und nun?“ fragte meine Mutter zuletzt, denn

das konnte kaum der Schluß sein, „nun hat er Ihnen doch sein Werk geschickt?“

„Geschickt?“ fragte Miß Alison verständnislos und blieb stehen, denn sie lief, offenbar mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt, im Zimmer auf und nieder.

„Ja, — oder ist er selbst noch einmal bei Ihnen aufgetaucht?“

„So, Sie wissen nicht?“ sagte Miß Alison. „Ja, — ich habe ihn noch einmal wiedergesehen, als er da drüben an der Cholera starb. — — —

„— Sie brachten ihn mir von der Straße herein, — wie die andern auch, von der Straße, in Lumpen, einen Vagabunden. — Wir wollen nicht davon reden. Es ist ja nun alles vorüber. Man hatte ihn gleich beim ersten Anfall hereingetragen. Danach erholte er sich noch einmal und erkannte mich. Ich hatte ihm das unglückselige Manuskript aus der Brusttasche seines Rockes gezogen, weil ich glaubte, es könne ihm weh tun; es sah schmutzig und abgenutzt aus. Mit dem linken Arm hielt ich ihn aufrecht.

‚Miß Alison,‘ sagte er, ‚o, Miß Alison, was sind Sie für eine Frau . . .!‘

„Und als er das Manuskript der Aphrodite in meiner Hand sah, lächelte er und sagte: ‚Behalten Sie es, — das große Glück und die große Torheit

meines Leben! Es soll nun alles Ihnen gehören. Es ist vollendet.'

„Ich mußte mich dicht zu seinem Munde niederbeugen, um seine Worte zu verstehen, — er war so sehr schwach, und die anderen Kranken stöhnten und schrieen laut in ihren Krämpfen.

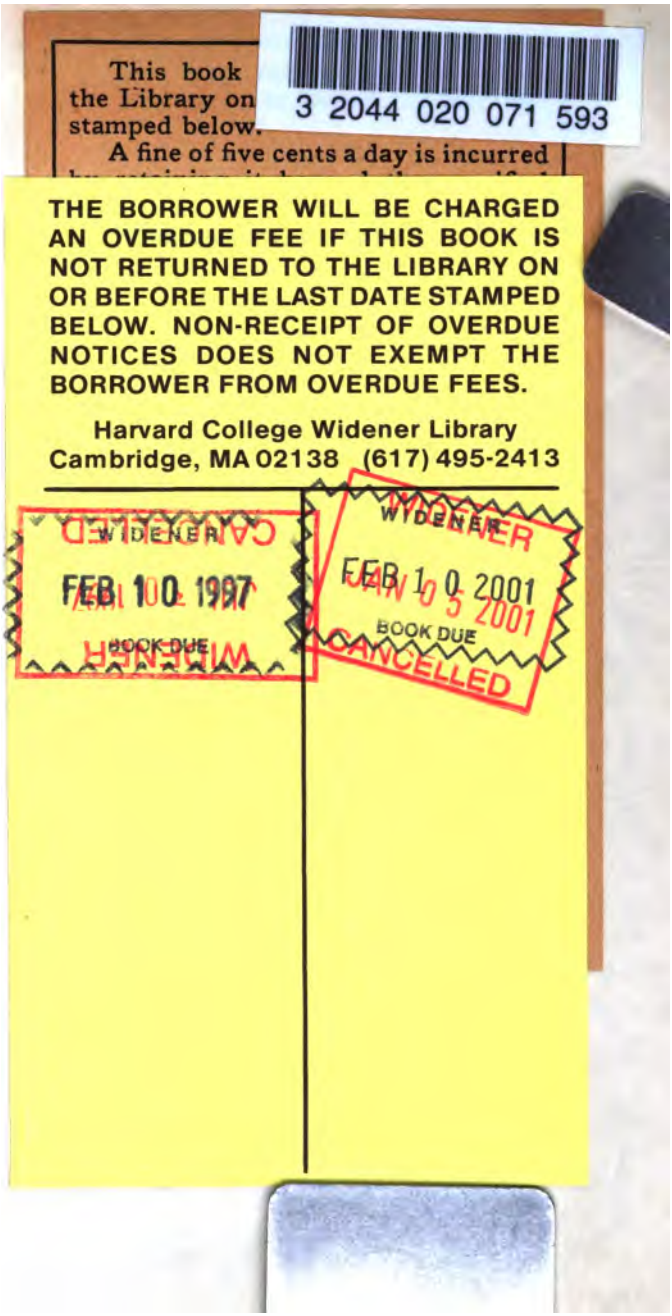
„Und da kam unser Diener herein und rief mir zu, mein Vater befinde sich unwohl. Ich lief besinnungslos vor Schrecken hinaus und ließ Gödeke allein. Die Wärterin folgte mir. Den Augenblick hat er benutzt, um sich aus dem Zimmer zu schleppen und fortzukriechen. Ich weiß, er wollte nicht, daß jemand seine letzte Qual sehen sollte.

„Als ich mich überzeugt hatte, daß es nur ein leerer Schrecken mit Vater gewesen, haben wir mit Laternen in der Umgegend gesucht. Dort hinaus, — auf dem weißen Sandhügel, im hellen Mondschein lag er tot.

„Ich habe seine Aphrodite drucken lassen." — —

Wir verabschiedeten uns dann von Miß Alison. Ich mußte mich noch oft umsehen nach dem weißen Haus auf dem gelben Sande und nach der von rosenrotem Mull und zarten Spitzen umflatterten und vom Seewinde umwehten Gestalt, mit dem schwarzen, klugen, fremdartigen Gesicht, das keine Heiratsfarbe trug.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.


This book
the Library on
stamped below.
A fine of five cents a day is incurred
3 2044 020 071 593
THE BORROWER WILL BE CHARGED AN OVERDUE FEE IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW. NON-RECEIPT OF OVERDUE NOTICES DOES NOT EXEMPT THE BORROWER FROM OVERDUE FEES.
Harvard College Widener Library
Cambridge, MA 02138 (617) 495-2413
WIDENER
FEB 10 1997
BOOK DUE
WIDENER
FEB 10 2001
JAN 05 2001
BOOK DUE
CANCELLED